

# Kaukasische Post

Er scheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet, von dem Text 20 Kop. hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Gokowin-Prosp. № 12, Haus Mdivant, im Hofe. — Sprechstunden der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgebern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion; von Bezugsgebern außerdem: bei Schröder, Russermannsche Niederlage auf dem Sande; in Wladislawsk: bei Frau Seidel, Apothekenwarenhandlung; in Nikolajewka bei Chassaw-Print; bei Gebr. Löw, Buchhandlung; in Chassaw-Print: bei T. Polzke; Anapa: S. Buch; in Riga: Buchhandlung E. Bruhns.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches, mit Ausnahme des Kaukasus, welche dort anständig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entagen genommen im Zentralannoncenbureau des Handelskaufes L. & C. Mehl & Co. in Moskau, Maimijtschaja, Haus Esitow, und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morskaja 11., Wladimir, Krasnaja Borstadt 53, Paris, Place de la Bourbe 8., Berlin, Rosanenstraße 72/73.

Nr. 5

Sonntag, den 20. Juli (2. August) 1908.

3. Jahrgang.

Inhalt: 1) Die „Kauk. Post“ im Spiegel anderer Blätter; 2) Politische Rundschau (In- und Ausland); 3) Nachrichten aus dem Kaukasus; 4) Aus den Kolonien; 5) Briefen (Schluß); 6) Landwirtschaft und Gartenbau (Die Blattenkrankheit der Kartoffel, Die Unterlagen der Apfelbäume); 7) Küche u. Haus, Ges. u. Erziehung (Hohe Wäsche, Sonnenbäder bei Tuberkulose, Bergen macht Sorgen); 8) Handel und Gewerbe (Wachstum und Tod, Niedergang von Handel und Gewerbe in Odessa); 9) Literatur und Kunst („Die liebenswürdige Wissenschaft“, „Was Puff an der See passierte“); 10) Aus aller Welt (Vom Deutschtum in Ungarn, Abenteuer von 22 Robinsons, Reichsbürgung des Zepelinischen Luftschiffes); 11) Kirchl. Nachrichten; 12) Lustige Gde; 13) Briefkasten der Redaktion; 14) Druckfehlerberichtigung.

Der 3. Jahrgang

der

„Kaukasischen Post“

hat am 22. Juni dieses Jahres begonnen. Diejenigen Abonnenten, deren Termin abgelaufen ist, werden um Erneuerung des Abonnements gebeten.

Der Bezugspreis beträgt wie bisher:

	für Tiflis:	für Auswärtige:
1/2 Jahr . . .	1 R. 25 K.	1 R. 50 K.
1/3 „ . . .	2 R. 50 K.	3 R. — K.
1/4 „ . . .	5 R. — K.	6 R. — K.

## Neurasthenie.

Unter den modernen Hilfsmitteln, die der Arzt gern in seiner Praxis verordnet, steht das

### Nerventonikum Muiracithin

mit an erster Stelle. Die Erkrankung der Nerven bildet zurzeit den Mittelpunkt der ärztlichen Forschungen; speziell die vorzeitige Nervenschwäche oder Neurasthenie bei Herren, die überdies eine nicht zu unterschätzende Gefahr bedeutet. Die vorzeitige Nervenschwäche tritt auf infolge von Ueberanstörungen, Ueberarbeitung, Ausschweifungen usw. und zieht hierbei den ganzen Körper in Mitleidenschaft; deshalb sind auch die kleineren Uebel wie Appetitlosigkeit, Gedächtnisschwäche, Zittern, Angstgefühl, Erregungszustände usw. sehr häufig ständige Begleiter der vorzeitigen Nervenschwäche. Niemand sollte daher versäumen, sich in solchen Fällen rechtzeitig in die Behandlung des Arztes zu begeben, der, wie bereits erwähnt, in dem Muiracithin ein ganz hervorragendes Unterstützungsmittel besitzt. Man lese die ärztlichen Gutachten, die Interessenten in einer Broschüre gratis und franko zugesandt werden. Muiracithin ist in allen grösseren Apotheken erhältlich.

Kontor chemischer Präparate, St. - Petersburg, Newsky Pr. 28, Haus Singer.

## Die „Kaukasische Post“ im Spiegel anderer Blätter.

Wir haben es stets unterlassen auf die Beurteilung anzuspielen, welche unser Blatt bisher in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften im In- und Auslande gefunden hat, obgleich dieselbe durchweg sehr schmeichelhaft für uns war. Diesmal möchten wir es uns aber doch gestatten unseren Lesern zwei kurze Urteile mitzuteilen: Die „St. Petersburger Zeitung“ schreibt in Nr. 177 vom

27. Juni: Die „Kaukasische Post“ hält die Fahne des Deutschtums im Kaukasus hoch. Dieses wackere Blatt hat mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, und dennoch lassen die braven Männer, deren weigermütiger Liebe zu ihrem Volkstum die „Kauk. Post“ Entstehung und Leben verdankt, den Mut nicht sinken. Um so trauriger ist es, daß diese Männer innerhalb der Kreise, in deren Interesse sie Zeit, Arbeit und Geld opfern, so wenig Unterstützung finden. Die „Kauk. Post“ veröffentlicht in ihrer Nummer vom 22. Juni eine „Betrachtung“, die ein trau-

riges Zeugnis von der stumpfen Lachheit der Deutschen im Kaukasus ablegt. Hoffentlich wird dieses Mahnwort den Kaukasiern zu Herzen gehen und sie aus ihrer schandbaren Indolenz aufreißeln und sie zu ihrer Pflicht dem Deutschtum gegenüber führen.

Im Juniheft der „Baltischen Frauen-Zeitschrift“ finden wir folgende Aufmunterung: „In Tiflis gibt es seit kurzem ein vortreffliches Blatt „Kaukasische Post“ das uns so recht in das Leben und Weben jener besonderen Welt einführt; mit all seinen Vorzügen und Mängeln, nicht durch kurze, trockene Lokalnотizen, die dem Fernstehenden meist garnichts sagen, sondern durch eingehende, längere Berichte und Zuschriften, die in ihrer oft recht subjektiv-personlichen Form besonders geeignet sind, auch tieferen Einblick in das eigenartige Leben dort zu gewähren und das spezielle Lokalkolorit auch aus der Ferne kennen zu lehren. Daher empfehlen wir allen aus obigen Gründen die „Kaukasische Post,“ dies sympathische Blatt, das auch sonst viel Lesenswertes bietet, wenigstens auf 1 Viertel Jahr zur Probe zu abonnieren—Sie werden es gewiß bald lieb gewinnen“.

## Politische Rundschau.

### Inland.

**Zur äußeren Lage.** Am 11. Juli geruheten Seine Majestät der Kaiser, Ihre Majestät die Kaiserin mit Seiner Kaiſ. Hoheit dem Thronfolger und den Erlauchten Kindern sich auf der Yacht „Standard“ in die finnischen Gewässer zu begeben. — Am 12. Juli geruheten Ihre Majestäten in Begleitung des Hofministers und anderer Personen die auf der Nevaler See vor Aker liegenden Kriegsschiffe zu besichtigen. — Am 13. Juli, um 3 Uhr 44 Min., fand auf der See vor Neval die Begegnung Seiner Majestät des Kaisers mit dem Präsidenten der französischen Republik statt. Eine ausführliche Schilderung der Begegnung bringen wir in der nächsten Nummer.

Über die Bagdadbahn bringt die „Nowoje Wremja“ einen Artikel, den wir in der Uebersetzung des „St. Pet. Herald“ wieder geben: „So weit man nach den letzten Mittheilungen unserer Korrespondenten urtheilen kann, hat die Türkei beschlossen, die Wahrung des status quo in Mazedonien durch bedeutende Konzessionen an Osterreich-Ungarn und Deutschland in Europa und Asien zu erkaufen. Die wichtigste dieser Konzessionen ist vom Standpunkt der unmittelbar russischen Interessen die Bagdadbahn. Rußland und die Türkei hätten nach dem Kriege 1878/87 in den besten Beziehungen mit einander leben können. Der einzige dunkle Punkt zwischen den beiden Staaten blieb in den mazedonischen Wilajets. Wenn staatsmännische Einsicht der Türkei die Notwendigkeit gepredigt hätte, Administration, Gericht und Finanzen in den slavischen Gebieten, welche nach dem Berliner Vertrag der Türkei verblieben, gewissenhaft zu reformieren, wäre zwischen uns und den Türken eine aufrichtige, durch nichts getrübbte Freundschaft möglich gewesen. Rußland hat keinerlei

Prätentionen auf türkisches Gebiet, die Türkei braucht nicht von irgendwelchen Erwerbungen an der kaukasischen Grenze zu träumen, wirtschaftliche Gegenstände existieren auch nicht. Es sind also alle Bedingungen für eine friedliche Existenz der beiden alten Nachbarn vorhanden, welche nach einem langen historischen Kampf ihre natürlichen Grenzen gefunden hatten. Jedoch dieser Friede paßte durchaus nicht in die Berechnungen Dritter. Deutschland mit seinen Ansprüchen auf die Welt hegemonie läßt keinen Anlaß vorüber, seine Nachbarn zu schwächen. Als ein Mittel zur Schwächung seines östlichen Nachbarn hat Deutschland die Verstärkung des osmanischen Reiches gewählt. Es sendet nach der Türkei seine Offiziere, um die türkische Armee auf die Höhe der modernen Forderungen der Kriegskunst zu bringen. Die Türken repräsentieren ein treffliches militärisches Material, dem nur Ausbildung und Organisation nötig ist, und die deutschen Offiziere haben der türkischen Armee das gegeben, wessen sie bedurften. Der kurze, aber entschiedene Waffengang mit den Griechen bezeugte seinerzeit die Erfolge der deutschen Arbeit. Einer der wichtigsten Gründe der relativen Schwäche der türkischen Armee für den Kampf mit einer starken europäischen Macht ist die Verteilung der Bevölkerung der Türkei in Asien und Europa. Die Bevölkerung des osmanischen Reiches beträgt, wenn man ihren rein nominellen Besitz: Bosnien, die Herzegowina, Ägypten, Kreta, Cypern ausschließt—25 Millionen. Davon leben in Europa nur sechs Millionen, die übrigen 18—19 Millionen in Asien. Wenn man die christliche Bevölkerung nicht rechnet, die keinen Kriegsdienst leistet, so bleiben für den Schutz des Reiches der europäischen Türkei nur etwa zwei Millionen, und etwa 15 Millionen in der asiatischen. Der militärisch und politisch verwundbarste Punkt der Türkei ist Konstantinopel. Für seinen Schutz verfügt die Türkei in Europa nur über eine muselmännische Bevölkerung von zwei Millionen, während die Hauptreserve in Asien in bedeutender Entfernung von der Residenz ist. Dieser Umstand war einer der Gründe des Mißgeschicks der Türkei in ihrem Kriege mit Rußland. So konnte während des Krieges 1877/78 das Korps von Mossul, das sich aus dem Gebiet des mittleren Tigris rekrutierte, erst im siebenten Monate auf dem Kriegsschauplatz erscheinen. Die Verkehrswege in Kleinasien bessern, bedeutet, den Mobilisationsprozeß der türkischen Armee beschleunigen. Der Bau der Bahnen in Kleinasien ist eines der wichtigsten Mittel, die Macht der Türkei für einen europäischen Krieg zu verstärken. Die Bagdadbahn eröffnet den Deutschen einen großen, sehr wichtigen Markt und bringt gleichzeitig die entlegenen türkischen Gebiete dem wahrscheinlichen künftigen Kriegstheater näher. Die europäische öffentliche Meinung ist gewöhnt, in Kaiser Wilhelm II. einen Phantasten zu sehen (?), der mit dem Geiste der Zeit rechnet und in dem Gebiete mittelalterlicher Träumereien lebt. Jedoch seine Pilgerfahrt nach Jerusalem im Jahre 1898, die als eine Feerie so viel Spott hervorrief, hatte sehr bestimmte reale Folgen. Die deutsche Gesellschaft der Anatolischen Bahn empfing die Konzession zum Bau der Bagdadbahn. Von der kulturellen Bedeutung der Bagdadbahn haben wir viel gehört, über ihre militärische hat sich die deutsche Presse nicht mit einem Wort geäußert. In der letzten Zeit läßt Deutschland alle Mittel spielen, um Frankreich, insbesondere die französischen Kapitalisten zu nötigen, zu dem Bau der Bagdadbahn mitzuhelfen. Ein gewisser Teil der



französischen Gesellschaft, der gleichgültig ist gegen die Politik, aber nicht gleichgültig gegen Dividenden, kommt den deutschen Bemühungen entgegen und verzichtet sogar auf die doch wohl gesetzmäßigen Ansprüche einer Kontrolle über ein Unternehmen, zu dem man Geld gibt. Der Suezkanal wurde von dem Genie und den Mitteln des französischen Volkes gebaut. Die Vortheile dieses großen Unternehmens gehören nicht den Franzosen. Die Bagdadbahn ist von den Deutschen erfunden und wird vielleicht mit den Mitteln derselben Franzosen erbaut werden. Wer wird hier den Gewinn haben?"

Für die Behandlung der persischen Frage seitens der russischen Presse hat Fürst Meschtscherski in seinem „Grafshadin“ nur den einen Ausdruck: *C'est à vomir* (es ist zum Erbrechen)! „*C'est à vomir!*“ muß man zu unserer Presse sagen, in welcher Russen und Juden in rührender Sinnlichkeit so knechtisch von der Ehre beglückt sind, etwas in der Art von Verbündeten Englands zu sein, daß sie vor England auf allen Knieen kriechen und schreien, daß aus Teheran unverzüglich Oberst Njachow abuberufen ist, der den Schah und die persische Residenz vor einer fürchtbaren Revolution gerettet, dafür abuberufen, daß er es wagte, Kosakenpatrouillen in der Nähe der englischen Gesandtschaft zu lassen. Ich will nicht von dem Mangel an Patriotismus und von der Verachtung gegen Rußland sprechen, welche die Kriecherei unserer Presse vor England erklären. Was kümert sich diese Presse um das, was Rußland bis zur letzten Zeit dank England gelitten hat! Aber ich erlaube über die Naivität der russischen Presse in der persischen Frage. Sieht denn niemand außer 2—3 alten Narren wie ich, begreift denn niemand, daß diese Quak-Konstitution, welche Perien zur Revolution führt, eines der sichersten und klügsten, von England erfundenen Mittel ist, um mit unserer Konkurrenz ein Ende zu machen, um unsere Vertreibung aus Perien auf immer zu beschleunigen? Denken unsere Zeitungspolitiker etwa, daß England uns ein freundliches Zusammenleben mit ihm in Perien vorge schlagen hat?"

**Zur inneren Lage.** Über Prozesse gegen die Intendantur schreibt der „Herold“: In Kasan hat der Gerichtshof kürzlich ein Urtheil gefällt, welches alle jenen Gerüchte bestätigte, die seit langer Zeit in der Presse und in der Gesellschaft über die Intendantur kursierten. Schon seit dem vorigen Herbst wurde behauptet, daß die Intendanturbeamten von der Alafusowfabrik bei allen Lieferungen bestochen werden. Die Alafusowfabrik hat sehr bedeutende Lieferungen zu effectuieren und haben die Beamten, welche mit der Entgegennahme der Lieferungen zu tun hatten, ihre Nachsicht nicht gerade niedrig veranschlagt. Späterhin erschienen in Kasaner Blättern Enthüllungskartikel eines gewissen Deritugonow, eines früheren Arbeiters der Alafusowfabrik, in denen die seit Jahren gehandhabte Art der Entgegennahme der Lieferungen geschildert wurde. Diese Enthüllungen wurden von der Administration der Fabrik widerrufen, fanden aber wenig Glauben, zumal der Presse auch von anderer Seite Bestätigungen über große Bestechungen zuzingen, unter denen der Staat zu leiden hatte. Es kam soweit, daß die Intendanturbeamten Tschijchow und Istin den Arbeiter Deritugonow wegen Diffamation verklagten. Dieser Prozeß endete jedoch nicht zugunsten der Kläger. Im Verlauf des Prozesses kamen sehr viele häßliche Einzelheiten aus dem Leben der Alafusowfabrik und über ihr Verhältnis als Lieferantin des Militärs

tarresorts zutage und stehen, wie die „Nowoje Wremja“ sichert, noch weitere für die Intendanturverwaltung sehr ungenehme Enthüllungen in Aussicht, da alle ursprünglich im Umlauf gesetzten Gerüchte während des Prozesses ihre Bestätigung im Gerichtssaal gefunden haben.

Zur Zeichnung auf die 3. Äußere Staatsanleihe erfahren die „Birsh. Wd.“, daß, nach der vorläufigen Zahlung des Bankensyndikats, die Anleihe durch die bisherigen Zeichnungen mit einem Ueberschuß gedeckt worden ist. Am 5. Juli fand um 5 Uhr nachmittags in der Wolga-Kamabank eine Sitzung der Vertreter des Syndikats statt, wobei, trotz Fehlens ganz genauer Nachrichten über die Zeichnungen in der Provinz, ermittelt worden ist, daß die Repartierung im Betrage von 80 pSt. der gezeichneten Werte vorgenommen worden war. Die von der Gesamtsumme (200 Millionen Rbl.) von dem Bankensyndikat übernommene Summe von 135 Millionen ist 1 $\frac{1}{2}$  mal (mit ca. 170 Mill. Rbl.) gedeckt worden. In der „Now. W.“ wird von der Sitzung des Syndikats noch die Beobachtung mitgeteilt, daß das Hauptkontingent der Zeichner auf die neue Anleihe aus Käufern mittlerer Kategorie bestand, während die großen Handels- und Industrieunternehmen sich zurückhaltend verhielten im Hinblick darauf, daß der Fondsmarkt in den letzten Jahren schon ohnehin stark mit neuen Wertpapieren überflutet ist; der kleine Käufer fehlte, im Hinblick auf die Sommerzeit. Hauptkäufer war die mittlere Kaufmannschaft. Bemerkenswert wird ferner das Fehlen der Nachfrage seitens der Spekulanten in Anbetracht des recht hohen Emissionspreises.

#### Rußland.

**Deutschland.** Der englische Abrüstungsagitator Sir Max Wächter, der für die „Vereinigten Staaten von Europa“ Propaganda macht, hat über sein Zusammentreffen mit Kaiser Wilhelm in der Zeitung „Politiken“ folgendes erzählt: Dem deutschen Kaiser wurde ich gelegentlich der Kieler Regatta vorgestellt. Der Kaiser sagte, daß er im voraus sich schon für den Plan, einen europäischen Staatenbund zu bilden, wodurch die Verschwendung enormer Summen für Militär und Zoll vermieden werden könnte, lebhaft interessiere. Wiederholt sprach der Kaiser die Billigung meiner Idee aus und sagte zuletzt: „Ich reiße jedem Gedanken, der die große Sache des Friedens stützt, meine Hand.“ Den Plan, einen europäischen Staatenbund unter deutscher Hegemonie zu bilden, den der Kaiser selbst geäußert haben soll, erwähnte er, wie das „Berl. Tagebl.“ erzählt, gegenüber Sir Wächter nicht. Überhaupt glaubt Wächter nicht, daß der Kaiser jemals einen solchen Plan hat beabsichtigt werden.

**Österreich-Ungarn.** Auf den greisen Vetter des Kaisers von Österreich Erzherzog Rainer ist am letzten Freitag ein Attentat verübt worden. Ein Telegramm des „Berliner Tageblatt“ berichtet darüber folgendes: In Gmünd, wo sie zum Sommeraufenthalt weilen, fuhren Erzherzog Rainer und Gemahlin nach Gmündsbach spazieren, als sie ein unbekannter Mann mit einem Messer überfiel. Der Diener sprang vom Bock in den Wagen, entrang dem Attentäter das Messer und warf den Mann in den Graben. Mittlerweile fuhr des Erzherzogs Wagen davon. Der Attentäter, ein angetrunkenes Individuum, wurde verhaftet. Erzherzog Rainer ist 81, seine Gemahlin Marie 82 Jahre alt.

**Frankeich.** Präsident Fallieres und Pichon mit Gefolge bestiegen in Dünkirchen am 7. ds. Mts. das Panzerschiff „Vérité“, von der Volksmenge stürmisch begrüßt. In Beantwortung der Begrüßungsansprache des Maires erklärte Präsident Fallieres, er trete seine Reise an zum Zwecke einer Festigung der Freundschaftsbande, von denen die guten Beziehungen zwischen den europäischen Völkern und die Aufrechterhaltung des Friedens abhängen. Hierauf ließ das Geschwader in See und fuhr nach Kopenhagen, wo sich der dänische König, die Mitglieder des Königshauses, der Minister des Auseren und die Beamten der französischen Mission zur Begrüßung des Präsidenten auf dem Panzerschiff einfanden. Der König und der Präsident verfügten sich nach Talliedaden, wo sie von den Ministern, den Mitgliedern des diplomatischen Corps und den Zivil- und Militärbehörden empfangen wurden, worauf sie sich in einen mit einem Viererzug bespannten Wagen, von einer Kutschenabteilung eskortiert, nach Schloß Amalienborg begaben. Auf den Straßen bildeten die Truppen Spalier.

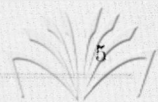
**England.** König Edward dürfte sich, wie aus London gemeldet wird, in der letzten Juliwoche nach Goodwood und von dort nach Cowes begeben, um daselbst während der Regattawoche zu verweilen. Hierauf wird er wahrscheinlich einige Tage nach London kommen, um dann die Reise nach Marienbad anzutreten. Auf der Reise dorthin soll, wie bekannt, König Edward mit Kaiser Wilhelm zusammentreffen; man vermutet, daß diese Begegnung in Friedrichshof erfolgen wird, doch ist Näheres noch nicht mitgeteilt worden. Im Gefolge König Edwards wird sich der Unterstaatssekretär des Auswärtigen Sir Charles Hardinge befinden. Hardinge soll dann auch in Zsfl mit dem österreichisch-ungarischen Minister des Auseren eine längere Unterredung haben.—Der englische Vorschlag, betreffend die Bildung fliegender Korps zur Bekämpfung der Bandenuntriebe in Mazedonien hat bei der österreichisch-ungarischen Regierung eine günstige Aufnahme gefunden. Die grundsätzliche Gutheißung von dieser Seite dürfte um so eher erwartet werden, da das Wiener Kabinett selbst in den bisherigen Phasen der internationalen Verhandlungen über die mazedonische Angelegenheit auf die Zweckmäßigkeit einer ähnlichen Einrichtung, wie sie jetzt vom Londoner Kabinett befürwortet wird, hingewiesen, der diplomatische Vertreter Oesterreich-Ungarns in Konstantinopel wiederholt Anlaß genommen hat, diesen Gedanken in den Botschafterkonferenzen zu entwickeln, und auch dem Sultan bei verschiedenen Gelegenheiten dieses Mittel zur Unterdrückung der Bandenbewegung empfohlen hat.

**Türkei.** Den Attentaten auf Schemsi Pascha und Sadik Fazil Pascha ist eines auf den Divisionsgeneral Osman Hidajet Pascha (nicht zu verwechseln mit dem Marschall Osman Pascha) gefolgt. Ein Offizier hat Osman Hidajet Pascha, als er gerade in einer Kaserne zu Monastir einen auf die jungtürkische Bewegung bezüglichen kalnierenden Befehl verlas, durch mehrere Schüsse schwer verwundet. Sonst verlautet noch von mehreren Desertionen in Monastir, und aus Adrianopel ist die Meldung eingetroffen, hundert Offiziere hätten das dortige Telegraphenamt besetzt und dieselben Garantien von dem Sultan verlangt, wie die Meuterer von Monastir. Hiernach hätte die jungtürkische Bewegung nun auch das Adrianopeler Armeekorps erfaßt. Diesen beunruhigenden Meldungen setzt die Porte ein Dementi nach dem anderen entgegen. Zwar die Worte und

Mordversuche kann sie nicht leugnen, sonst aber sucht sie nach Möglichkeit abzuschwächen, und betont den Widerstand, der sich in der Bevölkerung des Wilajets Monastir gegenüber der ausländischen Bewegung geltend mache. Wie aus Saloniki verlautet, beabsichtigen die Jungtürken mit den christlichen Oberen eine Vereinbarung zum Zwecke der Niederdrückung des Bandenwesens herbeizuführen, was schon teilweise gelungen sei. Die widerspenstigen Ortschaften sollen streng bestraft werden. Die vom Sibiz nach Saloniki entsendeten Geheimagenten wurden größtenteils zurückberufen, um die Offiziere der Garnison Saloniki nicht weiter aufzureizen.

Die Meutereien mehrerer türkischer Truppenteile in Mazedonien haben ein schnelles Ende gehabt, denn schon am 10. Juli entschloß sich der Sultan den Forderungen der jungtürkischen Reformpartei nachzugeben und eine Verfassung mit Volksvertretung einzuführen. Als dieser Beschluß bekannt gemacht wurde, rief er im ganzen türkischen Reiche großen Jubel hervor. Besonders großartig sind die Kundgebungen in Konstantinopel, wo sowohl Türken als auch Griechen mit Musik durch die Stadt zogen und den Truppen zujubeln. Der Sultan erhielt noch an demselben Tage eine Menge Danksgutungen. Anderen Berichten zufolge soll sich die Masse der Bevölkerung ziemlich gleichgültig verhalten und nur die jungtürkische Partei an den geräuschvollen Kundgebungen teilnehmen. Es steht eben abzuwarten, wie sich die Dinge weiter entwickeln, denn auch in der Türkei steht der Reformpartei eine andere gegenüber, die in der Erhaltung der alten Zustände die Grundlage ihres Fortbestehens erblickt.

**Persien.** Die letzten Kämpfe zwischen Regierungstruppen und Revolutionären in Täbris haben letzteren einen vorläufigen Sieg gebracht. Der „Times“ wird aus Täbris u. 6. Juli gemeldet: „Die Stadt befindet sich ganz in Händen der Revolutionäre, mit Ausnahme des Stadtteils der Muschtehids. Das Infanterieregiment des Schah, das aus Teheran zur Wiederherstellung der Ordnung entsandt wurde, warf die Waffen und die Uniformen weg und flüchtete, Zuflucht in den Häusern suchend. Am Morgen des 5. Juli versammelten sich die Volksführer in der Moschee und beschloßen, den Stadtteil der Muschtehids, der Anhänger des Schah, zu überfallen, um den klerikalen Einfluß mit Gewalt zu beseitigen. Der russische Generalkonsul versprach dem Schah zu telegraphieren und einen Gnadenlaß sowie den Befehl, daß die Versammlungen der Muschtehids zerstört würden, auszuwirken. Am Morgen des 6. Juli waren vor der Moschee Brandanrufe ausgeklebt, die das Volk aufforderten, aus eigener Initiative zu handeln. Etwas später wurde bekannt, daß die Antwort aus Teheran eingetroffen sei. Die Muschtehids flüchteten unter Jauchzen und Zehlen der Menge. Der Kampf auf der Straße dauert jedoch fort. Vereinzelte Anhänger des Schah werden überall, wo man auf sie stößt, niedergemetzelt. Der Hauptthener Nachim Khans wurde auf der Straße, vor den Augen des Volkes hingerichtet. Weiter wird aus Täbris gemeldet: „In Anbetracht der Weigerung des Schah, die Muschtehids, gegen die das Volk erbittert ist, aus der Stadt zu entfernen, begann am 7. Juli, um 4 Uhr, ein heftiges Gewehr- und Geschüßfeuer zwischen den Revolutionären und Anhängern des Schah.“ Aus Teheran wird u. 5. d. M. berichtet: Der Schah hat den in die englische Gesandtschaft geflüchteten Persern Schonung des Lebens zugesagt. Sie werden aber ver-



kannt und unter englischem Geleite nach Enzeli gebracht. Die italienische Gesandtschaft gewährt neuen um Schutz bittenden Flüchtlingen ebenfalls Aufnahme. — In Tābris wogt der Kampf zwischen den Revolutionären und der Gegenpartei immer weiter und es ist schwer zu sagen, wie er enden wird. Tagtäglich treffen von dort Nachrichten ein, die darauf hindeuten, daß in Tābris wie in der ganzen Provinz Aserbeidschan völlige Gesetzlosigkeit herrscht.

## Nachrichten aus dem Kaukasus.

— **Tiflis.** Der Bevollmächtigte der Hauptverwaltung der Landwirtschaft und Reichsdomänen im Kaukasus, Medwedjew, hat einen 2-monatlichen Urlaub angetreten. Seine Stelle vertritt der Inspektor Wassiljew.

— Der Gouverneur von Tiflis bestätigte mit einigen Veränderungen die Statuten des muslimännischen Wohltätigkeitsvereins für Kaukasien. Der Verwaltungsrat hat seinen Sitz in Tiflis.

— Laut Beschluß des Verwaltungsrats der kaukasischen Landwirtschaftlichen Gesellschaft sind die I und die II Klasse der Tifliser Schule für Gartenbau aus Mangel an Mitteln geschlossen und die Schüler dieser Klassen bis auf eine weitere Verfügung nach Hause entlassen worden.

— Zum Unterhalt der Zerkenanstalten im Kaukasus ist aus den Landesmitteln ein Kredit von 15 893 Rbl. bewilligt worden, also um 864 Rbl. mehr als im vorigen Jahre.

— Die russische Gesellschaft für Bienenzucht eröffnet am 29. Juli in Petersburg eine allrussische Ausstellung für Bienenzucht mit Abteilungen für Garten- und Gemüsebau. Die für die Ausstellung bestimmten Gegenstände werden vom 26. Mai l. J. bis zu deren Schluß (am 6. August) auf allen Kronsbahnen nach einem ermäßigten Tarif befördert.

— Zur Zeit verschreiben viele kaukasische Landwirte aus der Wandshurei Gaołjanjamen, dessen Kultur im Kuban-Gebiet zu glänzenden Resultaten geführt hat.

— In die Sparkasse der Tifliser Abteilung der Reichsbank sind während der ersten Hälfte des laufenden Jahres 1'836 749 Rbl. 92 Kop. eingezahlt worden. Ausgezahlt wurden dagegen 1'724 269 Rbl. 95 Kop.

— Am 10. Juli, um 8 Uhr abends, wurden im I. Stadtbezirk in einem an die Bohneter Gasse anstoßenden Viertel von der Polizei mehrere Hausdurchsuchungen vorgenommen, die die Inhaftnahme von vier jungen Leuten und eines Mädchens zur Folge hatten. In den Wohnungen der Verhafteten wurden Schußwaffen, Bomben und aller Zubehör zu deren Herstellung vorgefunden.

— Am 5. Juli erkrankte beim Baden im Meer der tifliser Bürger Otto Kerker. Seine Leiche wurde 2 Tage darauf unweit Tiflis am Flußufer aufgefunden.

— Raube und Raub. Am 5. Juli in der Nacht drangen einige Diebe in den Weinkeller des L. Kamajow auf der Elisabethstraße ein, gossen in 11 Fässer Masto und entwendeten ihm 2 Flaschen Wein und ein Kleidungsstück. Der ihm zugesügte Schaden beläuft sich auf 310 Rbl.

— Muttermord. Die arm. Zeitung „Sanzak“ berichtet aus dem Dorfe Warmajiar, Gov. Erivan folgenden erschütternden Vorfalle. Der Einwohner des Dorfes W. Machtsji-Ba-

bajan geriet mit seiner Mutter in Streit, schlug sie, ~~schlug sie~~ lange bis sie das Bewußtsein verlor, erdroffelte sie ~~schlug sie~~ schließlich, um einen Selbstmord vorzuspiegeln, in den Keller und hängte sie dort mit einem Strick an einem Nagel auf. Die blutunterlaufenen Male am Körper gaben jedoch dem Untersuchungsrichter sogleich die nötige Aufklärung über den richtigen Sachverhalt und der Muttermörder wurde verhaftet.

— Die **Bakuer** Realschule beendigten in diesem Jahre 37 Abiturienten und unter diesen 2 Muselmänner. Da Baku ungefähr 70 000 Muhamedaner zählt, so ist anscheinend ihr Verlangen nach Bildung nicht groß.

— Aus dem **Kutaiser** Gefängnis sind in der Nacht auf den 11. Juli, durch einen unterirdischen Gang, 20 Sträflinge entflohen. Doch wurden 16 Flüchtlinge bald darauf wieder eingefangen.

## Aus den Kolonien.

**Helsenendorf** (Transkaukasien.) Dem Synodaldeputierten Johannes Desterle ist Allerhöchst eine silberne Medaille „Für Eifer“ zu tragen am Stanislausband auf der Brust, verliehen worden.

**Katharinenfeld** (Transkaukasien.) Den 14. Juli. Der diesjährige Sommer macht sich besonders bemerkbar durch seine tropische Hitze. Mehrere Wochen schon hat es nicht mehr geregnet, und sobald der Himmel sich bewölkt, hofft man, daß ein erquickender Regen das ausgeödrte Erdreich erfrischen werde, aber immer mußten die Wolken den durchbrechenden Sonnenstrahlen weichen. Für den Landmann ist dieses Wetter ausgezeichnet, denn nur so können die Feld- und Drescharbeiten rasch von statten gehen. Ein kühlender Regen, wenn er auch kurze Zeit die Arbeit verhinderte, würde ihn (den Landmann) jedenfalls doch nicht verstimmen. Die Ernte ist meistens vorüber und überall gut ausgefallen. Mancher Wirt, der das Ausjäten ganz und gar ausgegeben hat, wird sicher den festen Entschluß fassen, im nächsten Spätjahr so viel als möglich zu säen, damit seine Scheunen übers Jahr nicht eben so leer sind wie in diesem. Der ganze Bortschalier Kreis hatte eine volle Ernte, mit Ausnahme eines Teiles im Gebirge, welcher vom Hagel heimgesucht wurde. Die Weingärten geben auch Aussicht auf eine gute Ernte.

Den in Nr. 3 der „K. P.“ von H. A. Dinger gemachte Vorschlag zur Anlage eines Versuchsfeldes begrüße ich mit Freuden. Ich wundere mich, daß auf den Artikel von E. K., welcher der Gemeinde die Bildung einer landwirtschaftlichen Abteilung an unserer Schule vorschlägt, von seiten unserer Mitkolonisten noch niemand geantwortet hat, weder dafür noch dagegen. Bewußt Abtretung eines Landstückes zu obigem Zwecke hat man sich bei einer Vorberatung im Gemeinshause in bejahendem Sinne ausgesprochen, es kommt nur darauf an, wie sich die ganze Gemeinde dazu stellt. Ich denke, es soll dem einzelnen bei Neuverteilung des Landes nicht darauf ankommen, ob er ein paar Jaden mehr oder weniger bekommt. Eine Erntenzusage ist es in keinem Falle. Gott gebe, daß solche, die immer beim „Alten“ bleiben wollen, und die bei jeder Gelegenheit zu jagen pflegen: „Früher hat man so was auch nicht gehabt, und jetzt geht's auch ohne das“ mit jedem Tage weniger werden. Nur

wenn wir mit dem „Alten“ gründlich aufräumen, beginnt für uns eine neue Ära.  
Ein Kolonist.

## Persien.

Eine geschichtlich-geographische Skizze aus der „St. Pet. Btg.“

(Schluß.)

Es ist eine Merkwürdigkeit, daß Persien im Laufe der Geschichte wiederholt hat große Reiche bilden können, und daß es nun schon fast dreitausend Jahre sein Kulturleben behauptet, dessen Entwicklung sehr selten durch den Einbruch fremder Völker gestört wurde, daß es vielmehr öfter die Grenzen überschritten hat, als ein Gleiches hat erleiden müssen. Das Merkwürdige dieser Tatsache ist darin zu suchen, daß Persien seinem Hauptcharakter nach Wüste ist. Wüste und Unfruchtbarkeit herrschen bei weitem vor in Persien. Das ganze Land gehört zu den regenärmsten Gebieten Asiens und steht mit weniger als 20 cm. jährlicher Regenmenge auf einer Stufe mit Arabien und der Sahara. Diese an sich schon sehr geringe Regenmenge wird durch das heiße Klima vollends so ungenügend, daß aus dem weitaus größten Teil des Landes, namentlich aus dem Innern, kein Fluß das Meer oder den Kaspisee erreicht. Selbst da, wo die Bewässerung reichlich genug ist, um Acker- und Gartenbau zu ermöglichen, ist die Abflußlosigkeit vorherrschend. Nur von den den Südwestrand des Landes bildenden hohen Gebirgen gelangen einige Flüsse in den Persischen Meerbüsen oder in den Schatt el Arab. Wo hochragendes Gebirge den Wolken das befruchtende Raß entlockt, da sammelt es sich und wird von den Menschen aufgefangen und in künstlichen Kanälen über Felder und Acker geleitet. „Wo das Wasser in genügender Menge hinkommt, da ändert sich wie mit einem Zauberstrich der Charakter des Landes. Da entwickelt sich unter der Fürsorge des Bauern oder unter der leitenden Hand des Gärtners in kürzester Zeit eine verschwenderische Fülle von Getreide-, Obst- und Gemüsesorten, und ein wundervoller Blumenstolz entzückt das Auge durch seinen Anblick. Das Wort Wasser läßt einen wahren Zauber auf die persische Erde aus; selbst ohne das Zutun des Menschen bedeckt sich die humusreiche Steppe mit dem üppigsten Pflanzenschmuck und gewährt den Haustieren und dem Wilde die reichlichste Nahrung.“ (Brugsch.) Leider aber bilden solche Oasen nur einen verschwindend kleinen Teil des Landes. Das belebende Raß ist dem Boden Persiens in so spärlicher Menge zugemessen, daß sehr weite Strecken ohne alle Vegetationen sind. Das den größten Teil Persiens umfassende mittlere Gebiet besteht aus einem sich bis 5000 Fuß über dem Meerespiegel erhebenden Hochlande, das im Sommer von der Sonnenglut versengt, im Winter von eisigen Winden gefegt wird. Nach allen Richtungen hin dehnen sich in abschreckender Kahlheit Sand-, Kiesel- und Tonwüsten aus, über die sich vielfach in mächtigen Becken Salz- und Salpeterkrusten lagern. Entsetzliche Wildnisse, in denen kein Grashalm zu sehen ist, sondern nur Flugwädel von dem im Sommer herrschenden Nordwestwind zu immer wechselnden Hügeln angehäuft, oder in Wolken durch die Luft gejagt wird, und starre mit kristallisiertem Salz bedeckte Flächen füllen größtenteils den von den Provinzen Kerman und Khorasan eingenommenen Osten. Der englische Reisende Frazer, vielleicht der gründlichste Kenner des persischen Landes, welcher Persien von einem Ende bis zum anderen durchzogen und zu verschiedenen

Zeiten durch wiederholten und jahrelangen Aufenthalt gründlich kennen gelernt hat, schildert die physische Natur des Landes folgendermaßen: „Der gewöhnliche Eindruck, welchen man von Persien mit Ausnahme der Provinzen Ghilan und Masenderan und wenigen anderen Gegenden erhält, ist der der Unfruchtbarkeit und Dürre. Die Berge sehen fast überall verdorrt und abschreckend kahl aus. Sie zeigen dem Auge meist nur gewaltige Massen von grauem Fels. Nur während zweier Monate im Frühling bedeckt ihn ein spärliches Grün, aber die Hitze des Sommers dörrt es bald wieder aus. Die Ebenen bieten meist keinen einladenden Anblick. Ohne natürliche oder künstliche Bewässerung bleiben sie wüst und unfruchtbar. Das Wasser macht die Ebene hier und da fruchtbar, aber leider gehört Wasser zu den Gütern, mit denen die Natur das Land am wenigsten gesegnet hat. In den fruchtbarsten Teilen gleicht ein kleiner Teil des bebauten Landes einer Oase in der Wüste. Bäumen begegnet man nur in Dörfern oder an den Ufern der Flüsse. Will man sich daher in der Phantasie eine persische Landschaft vorstellen, so versuche man sich zuerst aller Gedanken an die Bilder zu entschlagen, die einer europäischen Szene Schönheit und Interesse verleihen. Dort gibt es keine majestätischen Wälder, keine grünen Ebenen oder grasbedeckten Berge, keine windungsreichen Flüsse, keine Parks, keine Schlösser, keine Hütten, die in anmutiger Einsamkeit durch das Laub schimmern, kurz nichts, was von Frieden, Sicherheit und Behaglichkeit spricht. Alles im Gegenteil zeigt, daß ein Mensch den anderen fürchtet, daß er nur für sich und den Tag lebt. Wenn der Reisende heruntersteigt von dem Fels, den er mit Mühe erklimmen hat, so wandert sein ermüdetes Auge über eine gleichmäßig graubraune, eintönige Gegend, die sich in der Ferne verliert, oder begrenzt ist von Bergen, zerklüftet und felsig wie jene, auf denen er steht. Sollte Kultur innerhalb der Grenzen seines Gesichtskreises vorhanden sein, er würde sie kaum unterscheiden können von der übrigen Ebene. Ist eine Stadt oder ein Dorf dort vorhanden, so ist alles, was er davon bemerkt, eine Linie oder ein Fleck, vielleicht durch einige Gärten in seiner Umgegend bemerkbar, aber sonst den zahllosen über das ganze Land verstreuten Ruinen gleichend. Die halbzerfallene Karawanserai mit ihren dunklen Bögen, die dicke Muddstadtmauer mit ihren Thürmen oder die zersollene Burg irgend eines Banditenhäuptlings sind Gegenstände, welche in die Einförmigkeit der Szene passen und Gedanken an eine traurige Lage der Bewohner wachrufen. Dergleichen sind die Eindrücke, welche während vieler aufeinander folgender Tage der Persienreisende von dem größten Teil des einst so blühenden Landes gewinnt.“ Findet der Europäer sich durch den Anblick des Landes in seinen Erwartungen getäuscht, so werden die Städte ebensowenig beitragen, jene zu rechtfertigen. So schreibt Heinrich Brugsch in den Schilderungen von seiner zweiten persischen Reise über Ispahan: „Ich habe häufig Gelegenheit gehabt, den Eindruck zu schildern, den der Anblick der meisten persischen Städte — Teheran ausgenommen — auf der Einziehenden ausübt. Ruinen verfallener Moscheen und Häuser begrüßen ihn und erwecken die Vorstellung, als habe die Bevölkerung im Laufe der Zeiten abgenommen und sich in das Innere der bewohnten Detschaften zurückgezogen. Auch Ispahan, das vielgeprüfte, bietet den Kommenden ein ähnliches Bild der Zerstörung. Statt der erwarteten Herrlichkeiten tritt dem Auge eine menschenleere Einöde entgegen, auf welcher zerfallene



und verunkelte Häuser, Paläste und Moscheen nur noch durch die Lage ihrer Trümmerhaufen die ehemalige Abgrenzung der Straßen der alten Königstadt angeben. Die Spitzwölbungen der alten Stadttore hängen und schweben zwischen den zerfressenen Steinmauern, und die glasierten Ziegeln, welche die Außenseiten der Bauten bekleideten, sind jetzt größtenteils verschwunden, wie denn auch die wenigen noch erhaltenen Stücke nur sprechende Zeugen der barbarischen Vernichtung sind, welcher die Stadt während ihrer wechselvollen Schicksale preisgegeben war. Die alten Straßen und verschütteten Stadtteile ziehen sich in langer Ausdehnung nach dem Centrum hin, gleichsam wie Grabdenkmäler der glücklichen Tage Ispahans, in welchen der ausgebreitete Verkehr und die Anwesenheit des Hofes eine dichte Bevölkerung herbeigelockt hatte. Persien ist noch heute eins der Länder, welche für den von Westen vorwärts dringenden Weltverkehr nur äußerst schwer zugänglich sind. Im Norden und Süden von hohen Gebirgen durchzogen und im Westen von der endlosen Sandwüste begrenzt, bietet seine Lage der Einfuhr europäischer Waren fast unüberwindliche Hindernisse. Es fehlt dem Lande eine Wasserstraße fast ganz. Es besitzt kaum einen schiffbaren Fluß und inbezug auf die Landwege herrscht ein an Barbarei grenzender Zustand. Natürlich ist auch an Verkehrsmitteln Mangel. Wagen sind als Beförderungsmittel so gut wie unbekannt. Die Karavanenwege, die in Persien größtenteils die Karavanstraßen ersetzen müssen, sind durch jahrhundertlange Benutzung entstandene Pfade über felsige Bergrücken und steinige Ebenen. Feste Brücken sind selten, meist nur an den allernötigsten Stellen vorhanden, und auch hier gewöhnlich nur ruinenhafte Überreste aus längst vergangener, ruhmreicherer Zeit.

## Landwirtschaft und Gartenbau.

**Die Blattrollkrankheit der Kartoffel.** Die kranken Stöcke machen sich schon auf dem Felde dadurch kenntlich, daß die Blätter sich einrollen und meist eine eigentümlich gelbliche oder rötliche Farbe annehmen. Die Knollen solcher Stöcke zeigen beim Durchschneiden eine gelbliche Verfärbung der Gefäße, die sich als feiner Ring etwa einen halben Zentimeter unter der Schale hinziehen. Hervorgerufen wird die Erscheinung durch einen Pilz, der im Innern der die ganze Pflanze durchziehenden Gefäße wuchert. Eine Hauptgefahr liegt darin, daß die Krankheit sich vererbt und der Knollenertrag in wenigen Jahren zurückgeht.

**Die Unterlagen der Apfelbäume.** Es ist eine durchaus falsche Ansicht, wenn man glaubt, man könne mit Erfolg auf jeden beliebigen Apfelbaum jede beliebige Apfelsorte pflanzten. Es ist sehr wichtig, daß die veredelten Apfelbäume einen widerstandsfähigen, abgehärteten Wurzelstock haben, denn in rauhen Gegenden gehen viele Bäume dadurch ein oder kankeln, daß die Wurzeln erfrieren. Die Unterlagen oder Wildlinge, die zur Veredelung benutzt werden, stammen nicht immer aus Samen von Bäumen oder Sorten, die bekannt sind als abgehärtet, lebenskräftig und fruchtbar. Die Kerne werden nur zu oft ohne jede Auswahl zur Anzucht junger Bäume genommen. Dies sollte nicht vorkommen, man sollte vielmehr zur Erziehung von Wildlingen mit zur Veredelung geeigneten Wurzelstöcken die Samenkerne nur von gesunden Früchten von kräftig wachsenden, widerstandsfähigen Bäumen nehmen und dann die Wildlinge aus solchem Samen auf ihre Gesundheit und auf ihr kräftiges Wachstum hin aus-

wählen. Selbstredend ist dann die nötige Sorgfalt auf Auswahl der Edelreiser zu verwenden. Im Schneiden der Reiser wird oft noch sehr sorglos verfahren. Man sollte sie nur von Bäumen nehmen, die völlig gesund sind, die sich als abgehärtet und widerstandsfähig erweisen, regelmäßig und gut tragen und wohlgeformte Früchte von guter Qualität erzeugen.

## Küche und Haus, Erziehung und Gesundheitspflege.

**Große Wäsche.** (Von A. Homburg-Berlin.) Fast ebenso wie „groß Reinmachen“ gehört große Wäsche zu den Schreckenstagen im Haushalt, weil die wenigsten Hausfrauen es verstehen, dem Waschtage praktisch vorzuarbeiten; ist dies aber in zweckmäßiger Weise geschehen, so verliert der gefürchtete Tag viel von seinen Schrecknissen. Es verlohnt sich noch immer der Mühe, die Wäsche im Hause zu reinigen, da sie durch die scharfen Ingredienzien, ohne die kaum eine Waschanstalt arbeitet, sehr angegriffen wird.

Zu den Vorbereitungen des Waschtages gehört, daß die Wäsche in geeigneter Weise sortiert wird: in sogenannte feine Wäsche, wozu Taschentücher, Kragen, Oberhänden, feine Schürzen usw. gehören, ferner Leibwäsche, Hauswäsche — zu der man Küchen-, Bett- und Tischwäsche rechnet — und in bunte Wäsche. Am Vorabend lege man in den sauber gereinigten Waschkessel ein eigens zu diesem Zweck gehaltenes altes Laken oder ähnliches Wäschestück. Sodann folgt, gründlich mit Seife eingewaschen, die Küchenwäsche, die Leibwäsche, die Hauswäsche und obenauf die feinen Stücke. Über das Ganze gibt man so viel Wasser, daß die Wäsche damit bedeckt ist, nachdem man zuvor dem Wasser ein achtes Liter Petroleum zugesetzt hat, und nur so viel Soda, als nötig ist, um das Wasser weich zu machen. Alsdann zündet man unter dem Waschkessel Feuer an, legt später nochmal vier bis fünf Prestohlen nach, so daß über Nacht ein leichtes Feuer unter dem Waschkessel gehalten wird und durch das langsame Erwärmen der Schmutz fast vollständig gelöst wird. Am Morgen des Waschtages, noch bevor die Waschfrau kommt, nehme man die Wäsche aus dieser Lauge heraus und setze frisches Wasser zum Waschen auf. Die Wäsche wird mit weißer Seife einmal recht sorgfältig durchgewaschen und alle Flecken werden entfernt, zu welchem letzterem Zwecke man sich am besten einer Chlorlösung bedient. Ist die Wäsche durchgewaschen, wird sie nochmals in den Kessel gepackt und unter Zusatz von etwas in Wasser aufgelöster Soda und pulverförmiger Seife ein Weilchen gekocht, aber nicht zu lange, denn bekanntlich kocht man nur das, was man mürbe haben will. Nach dem Kochen wird die Wäsche nochmals durchgewaschen und gespült. Es schadet der Wäsche nicht, wenn man sie in einer stark verdünnten Chlorlösung ein Viertelstündchen liegen läßt und dann nochmals spült, respektive über Nacht die Stücke in reichlich Wasser legt.

Beim Bleuen sei man vorsichtig, mache das Bleuwasser nicht zu stark und lege nur wenig Stücke gleichzeitig in das Wasser, damit die Wäsche keine Streifen bekommt, die sich nur sehr schwer wieder entfernen lassen. Am anderen Morgen spüle man die Wäsche, am besten mittels einer Brinquama schine, und hänge sie nach dem Bleuen auf die vorher sorgfältig abgewischte Leine. Wenn man Glüd hat, über einen Trocken-

platz im Freien zu verfügen, kann man die Wäsche im Sommer bleichen, indem man sie auf den Rasen ausbreitet und mehrmals im Laufe des Tages mittels einer Brause mit recht klarem Wasser begießt. Ist der Platz zu klein, kann man auch auf der Leine hängende Wäsche in gleicher Weise bleichen. Um den Garten nicht zu verunzieren, empfiehlt es sich, nicht feststehende Wäschestützen anzubringen, sondern man verfährt besser auf folgende Weise: in geeigneten Entfernungen werden in den Rasen Drainröhren von etwa 5—8 Zentimeter lichter Weite gegraben, in die man bei der Verwendung entsprechende Stangen einsetzt, die an oberen Ende V-förmig gegabelt sind, resp. denen man ein Holzstäbchen eingefügt hat, um die Gabelung herzustellen. An diesen Stützen, die nach der Verwendung wieder entfernt werden können, haben die Leinen einen sicheren Halt. Die Öffnungen der Röhren sind zuzudecken solange keine Stützen darin stehen. Für einen größeren Haushalt empfiehlt sich die Anschaffung einer guten Waschmaschine, die jetzt in so zweckmäßiger Konstruktion auf den Markt gebracht werden und besonders für glatte Wäsche gute Dienste leisten. Es ist selbstverständlich, daß sich alles hier Gesagte nur auf weiße Wäsche bezieht. Die bunte Wäsche wird nur mit weißer Seife gewaschen und in reichlich kaltes Wasser gelegt, um die Farbe zu erhalten. Wollwäsche wäscht man nur in lauem Wasser mit Schaum von weißer Seife, um sie vor dem Einlaufen zu schützen. Bei feineren Stücken, wie gestickten Decken usw., ist stets die Reinigung durch eine Waschanstalt auf chemischem Wege zu empfehlen, ebenso bei feinen wollenen und seidnen Blusen. Scheut man jedoch diese Kosten, so tut ein Aufguß von Quillaparinde (Seifenwurzel), den man ohne Seife verwendet, auch bei empfindlichem Stoff gute Dienste.

**Sonnenbäder bei Tuberkulose.** Die Gelegenheiten sich den Genuß eines Sonnenbades zu verschaffen, sind leider — so lesen wir in der „Pet. Ztg.“ noch recht spärlich; vielen des Sonnenbades Bedürftigen fehlt Zeit und Geld, um aus der Stadt ins Freie zu kommen. Eine günstige Gelegenheit, Sonnen- und Luftbäder ohne viel Zeitverlust nehmen zu können, würden die flachen Dächer der Häuser bieten; der Bewohner eines solchen Hauses hätte nur den Gang über den Boden nach dem Dach anzutreten, um sich der schönsten Sonne auszuliegen. Die Sonnenbäder treten in letzter Zeit wieder mehr in den Vordergrund, weil der Sonne eine geradezu besondere Wirksamkeit den Bazillen gegenüber zugeschrieben werden muß. Die Sonnenbestrahlung gilt heute bereits als ein anerkanntes Mittel in der Heilkunst. Die Strahlen sind nicht ohne Einfluß auf zwei der verbreitetsten Krankheiten: Tuberkulose und Skrofulese, die als Schrittmacherin für erstere gilt. Wir möchten noch aus eigenem hinzufügen, daß wir durch direkte Sonnenstrahlen ein Schwinden der Beschwerden feststellen konnten. Die Sonne wirkt hier einmal wie ein wärmender Umschlag und zweitens auch durch Hineindringen ihrer Strahlen in das Körperinnere als desinfizierend. Gerade diese desinfizierende Kraft der Sonnenstrahlen läßt das Sonnenbad auch in vorbeugender Richtung eine große Rolle spielen. Ein französischer Arzt Dr. Malgat in Nizza hat über seine Erfolge mit Sonnenkuren bei Schwindsucht berichtet in der Zeitschrift „Tuberkulosis“, welche von der Internationalen Vereinigung gegen Tuberkulose herausgegeben wird. Leider ist diese Veröffentlichung aus dem engen Rahmen jener Zeitschrift nicht herausgekommen, obwohl die

dort angegebenen Winke die weiteste Beachtung verdienen, jedenfalls ebenso wie die Angaben über neue Heilverfahren gegen die Schwindsucht, welche zur weiteren Kenntnis gelangen. Dr. Malgat stellt sein Verfahren der Sonnenbestrahlung Tuberkulöser durchaus nicht als alleinseigmachend hin, wohl aber will er ihr den gebührenden Platz zuweisen und sie neben den anderen Behandlungsarten zur Anwendung gebracht wissen. Malgat setzte seine Lungenkranken planmäßig dem Sonnenlicht aus. Er geht von der Annahme aus, daß die Wellen der Sonnenstrahlen den Körper völlig durchdringen, da sie nach dem Durchtritt auf einer photographischen Platte Einwirkungen hinterließen. Die ultraroten Strahlen des Spektrums passieren selbst die Knochen mit ausreichender Helligkeit. Malgat folgert hieraus, daß die Sonnenstrahlen den Kochschen Bazillus auch im Körperinnern zu zerstören imstande sind, daneben kommt aber die nervenbelebende, die Neubildung roter Blutkörper begünstigende, die Hauttätigkeit fördernde Eigenschaft des weißen Lichts zur Geltung, so daß auf der einen Seite Vernichtung der Bazillen, auf der anderen aber Erweckung der Kräftigungsmittel im Körper selbst durch die Sonnenbestrahlung eintritt. Malgat hat morgens gegen 11 Uhr, wenn die chemische Wirkung der Sonnenstrahlen sehr groß ist, durch das geöffnete Fenster hindurch den nackten Rücken seiner Kranken, die ritlings auf dem Stuhle saßen, direkt von der Sonne bescheinen lassen. Die Dauer der Sitzung beträgt 20 Minuten bis eine Stunde. Der Kopf ist dabei bedeckt. Während des übrigen Tages ließ Dr. Malgat seine Kranken hellweißes Zeug tragen (Seide ausgeschlossen), das die chemischen Strahlen der Sonne hindurchgehen läßt; auf diese Weise kommt den Tag über noch eine schwächere Kur zustande. Bei monatelanger Behandlung, die sich bis zu einem Jahr erstrecken kann, sah Dr. Malgat viele Heilungen, selbst bei Lungenerkrankungen zweiten Grades. Bei Kranken, die zu Blutsturz neigen, ist vorherige sorgfältige ärztliche Beobachtung angebracht.

**Vorgen macht Sorgen!** Frau N. ist eine lebenswürdige Frau, aber sie besitzt eine sehr unangenehme Eigenschaft, die den Verkehr mit ihr nicht immer wünschenswert sein läßt: sie hat die Sucht zu borgen. Frau N. lebt in den besten Verhältnissen, sie hat durchaus nicht nötig, irgend etwas von einem Fremden zu entleihen, sie tut es auch keineswegs aus wirklicher Verlegenheit, sie tut's aus Bequemlichkeit, Gedankenlosigkeit, Nachlässigkeit. Sie borgt ihre Freunde um die allermerkwürdigsten Dinge an: Nähutensilien, Geschirre, Haarnadeln, Bücher, Handschuhe, Kolonialwaren, Waschzuber usw. „Ach, liebste Frau Nachbarin, mein Kaffee ist alle, und mein Mädchen hat gerade keine Zeit, frischen zu holen, wollen sie so gut sein, mir ein Lot zu borgen?“ — „Unsere Kohlen sind noch immer nicht gekommen, borgen Sie mir, bitte, doch schnell 100 Pfennige.“ — „Ach, nur einen Löffel Mehl, die Anna holt gleich nachher welches, dann erhalten Sie es sofort zurück.“ „Wollen Sie mir nicht noch einmal Ihre Wringmaschine leihen? Ich habe ganz vergessen, meine reparieren zu lassen.“

So kommt sie jeden Tag mindestens einmal mit einem Anliegen, immer sehr dringend, sehr eifertig, und ich bin schwach genug, immer von neuem ihre Wünsche zu erfüllen, obwohl mir, ehelich gestanden, die Sache längst höchst lästig ist. Ich würde ihr gewiß gern beistehen, wenn sie in wirklicher Not wäre, aber ich unterstütze ja nur ihre Gedankenlosigkeit, wenn





ich es tue. Warum ersetzt sie nicht rechtzeitig ihre Küchenvorrate? Warum hat sie die Brühmaschine nicht schon vor einem Vierteljahr, als sie zerbrach, zur Reparatur geschickt? Was aber ihr Vorgehen ganz besonders lästig macht, ja was schlimmer ist, als das Vorgehen selber: Frau N. ist auch mit dem Wiedergeben gleich nachlässig; oft genug vergißt sie es ganz und gar. Mein Regenschirm steht schon seit acht Tagen bei ihr, weil sie den ihrigen irgendwo vergessen hat, und wenn ich ihn selber brauchen muß, muß ich ihn mir holen—das ist nicht angenehm. Ein Lot Kaffee, einen Löffel Mehl will man ja gern einmal einbüßen, aber daß sie mir einen Band von Freitags „Mhnen“ verbummelt—reimweg verbummelt hat, das kränkt mich sehr. Wahrscheinlich hat sie ihn weiter verborgt. Wenn man mit den eigenen Sachen leichtfertig umgeht, tut man es gewöhnlich mit fremden nicht milder. Man darf ihr das aber nicht einmal sagen, denn sie ist obendrein sehr empfindlich. Wenn sie nicht sonst eine so nette, gute Frau wäre, hätte ich mich schon längst von ihr zurückgezogen; trotzdem bin ich sicher, daß es eines Tages zum Bruch zwischen uns kommt, und daran ist lediglich diese Borgsucht der Frau schuld. Es kann auch der sorgsamsten Hausfrau gelegentlich einmal passieren, daß sie einen notwendigen Gebrauchsgegenstand im Augenblick nicht zur Hand hat; aber das ist dann ein seltener Ausnahmefall, und man wird einer solchen Frau herzlich gern aushelfen. Wer es aber irgend vermeiden kann, eines anderen Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen, der soll es tun, vor allen Dingen einem Menschen gegenüber, der selber die Neigung hat, andere anzuborgen. Die Entschuldigung: er tut es ja auch, warum sollte ich es nicht tun? ist ganz und gar verfehlt; gerade solchen Menschen gegenüber muß man sich vollkommen die Freiheit des Handels bewahren, damit man ihn, wenn man es eines Tages für notwendig hält, zurückweisen kann. Selber nichts zu borgen, ist ein vorzügliches Abwehrmittel gegen das Angeborgtwerden.

Es gibt Dinge, die kein Mensch gern ausleiht, z. B. ein gutes teures Buch! Man sollte deshalb Tagtgefühl genug besitzen, einen anderen darum nicht anzugehen, denn man kann versichert sein, daß er es uns nur widerwillig leiht. Auch haben wir kein Recht, den Beleidigten zu spielen, wenn er es uns verweigert; vielmehr sollten wir es achten, daß er die Aufrichtigkeit besitzt, das Nein auszusprechen, das er denkt. Der Gipfel der Taktlosigkeit aber ist es, einen geliehenen Gegenstand, sei es was es sei, in schlechterem Zustande, als man ihn empfangen hat, zurückzugeben. Es ist unglaublich, in welcher Verfassung uns oft gerade entlehene Bücher von Leuten zurückgegeben werden, von denen man annehmen darf, daß sie wissen, was recht und anständig ist—mit Fett- und Tintenflecken versehen, mit eingeknickten Blattecken, aus dem Einband gerissen, erhalten wir ein Buch wider, das wir uns tabellos gehalten hätten, bis zu dem Augenblick, da wir es aus Gefälligkeit, wie wohl schwerer Herzens, verborgten. Und der es uns ruiniert hat, hat nicht einmal die Empfindung der Verlegenheit dabei. Wenn wir nach solchen Erfahrungen uns teure Gegenstände an Personen weiter verleihen, die uns nicht im voraus die Gewähr für die tadellose Erhaltung der Sachen bieten, dann verdienen wir nichts anderes, als schlimme Erfahrungen zu machen, weil unsere Gefälligkeit in diesem Falle nichts weiter ist, als Schwäche oder schärfer ausgedrückt, Feigheit! Wir wagen nicht, ein Nein zu sagen, Gewiß wird es zunächst eine kleine

Verstimmung geben, wenn wir jemand mit seinen Vorgehen abschlägig bescheiden; darum aber braucht man sich nicht zu sorgen zu machen, der Zustand ist vorübergehend, und man beugt größeren Unannehmlichkeiten vor, wenn man rechtzeitig die Kleinen auf sich nimmt. Entzieht uns jemand seine Freundschaft, weil wir uns nicht von ihm ausnützen lassen, so mag er gestraft gehen, wir haben schwerlich an ihm etwas verloren. Einem vornehm empfindenden Menschen widerstrebt es von vornherein, andere mit Anliegen zu belästigen, solange er es irgend vermeiden kann, und da sich das Vorgehen von allerhand Gebrauchsgegenständen gewöhnlich vermeiden läßt, wenn man sie nur rechtzeitig selber anschafft, so kommt ein solcher Mensch auch nur höchst selten einmal in die Lage, etwas borgen zu müssen. Wir begeben uns selber in eine unangenehme Zwangslage, wenn wir anderer Menschen Gefälligkeit in Anspruch nehmen; schon das sollte uns vom Vorgehen abschrecken. Ein altes Sprichwort sagt: „Borgen macht Sorgen, Wiedergeben macht Sauersehen!“—ein wahres und weises Wort!

## Handel und Gewerbe.

**Warschau und Lodz.** Unter diesem Titel verließ soeben die Presse eine vom Hauptleiter des Warschauer statistischen Bureaus, Professor W. Jeszpow, verfaßte Broschüre, in ziffermäßiger Beleuchtung die schrittweise Entwicklung der beiden größten Städte des Königreichs Polen: Warschau und Lodz, sowie den gegenwärtigen Mächtigkeitsgrad derselben darstellend, hervorgerufen durch die Folgen des Krieges, sowie durch die späteren Unruhen politischen und ökonomischen Charakters. Herr Professor Jeszpow ist der Chef des statistischen Bureaus, und deshalb können seine Ausführungen für uns berechnete Bedeutung haben. In erwähnter Broschüre ist gesagt:

Zum Jahre 1805 zählte Warschau, Herrn Jeszpow zufolge, 65 000 Einwohner. Diese Ziffer wuchs im Laufe des Jahrhunderts beständig und erreichte Anfang 1903 die Zahl von 768 000. Die Stadt umfaßt gegenwärtig ein Areal von 2760 Dessjatinen, die Zahl der Wohnhäuser beträgt über 6000, der Wert der Immobilien, den Daten der Versicherungs-Gesellschaften zufolge, 225 Millionen. Die Sterblichkeit verringerte sich in den letzten Jahren bis auf 20 pro Tausend, anstatt 45 zur Zeit, da die Stadt keine Kanalisation, keine Filter und keine Wasserleitung besaß. — In gesundheitlicher Beziehung überragt Warschau der Ansicht des Autors zufolge, Moskau, ohne von Petersburg zu reden, das infolge seiner niedrigen Lage die letzte Stelle in der Sanitäts-Statistik einnimmt. Die Stadt besitzt 13 Hospitäler mit 2500 Betten, sowie über 1000 Ärzte. In bezug auf das Schulwesen scheidet Herr Jeszpow 3 höhere Lehranstalten, 21 mittlere, sowie 339 Elementarschulen an. Die Fabrikindustrie weist bis zum Jahre 1903 ein beständiges Wachstum auf. Im Laufe von 30 Jahren erfuhr die Zahl der Fabriken eine Verdoppelung, die Zahl der darin beschäftigten Arbeiter verdreifachte sich, der Wert der Gesamtproduktion aber betrug im Jahre 1903—4%, mehr, wie im Jahre 1873.—Vom Jahre 1903 an, d. h. seit dem japanischen Kriege, datiert der Stillstand, ja sogar der Rückgang in der Industrie. In diesem Jahre waren 491 Fabriken, der Wert der Gesamtproduktion aber belief sich annähernd auf über 74 Millionen Rubel. Das nächste Jahr weist bereits eine Verminderung der Produktion um 12

Millionen Rubel auf, wobei nur 452 Fabriken im Betriebe waren. Im Jahre 1905 sehen wir bereits ein gewisses, jedoch äußerst unbedeutendes Anwachsen der Produktion; auf jeden Fall ist die Gesamtsumme um rund 10 Millionen geringer, resp. um 13 pCt. im Vergleich zum Jahre 1903. Gleichzeitig mit dem Rückgang der Großindustrie, läßt sich ein Stillstand in der Kleinindustrie wahrnehmen. Warschau zählte 18 500 Handwerker, die Produktionssumme betrug 13'682 000 Abl., während im nachfolgenden Jahre die Zahl der Handwerker um 1 000 und der Wert der produzierten Waren sich um beinahe 3 Millionen Abl. verminderte.

Bedeutend intensiver, sowohl in bezug auf das Anwachsen wie auf den Verfall, treten die Lodzer Verhältnisse hervor: Ein kleiner, im Jahre 1793 aus 44 Hütten mit 190 Einwohner bestehender Hleden, zählte Lodz im Jahre 1827 erst 3 000 Einwohner. Im Laufe eines halben Jahrhunderts wuchs diese Zahl auf 100 000 an. Hauptsächlich verdankt Lodz seine Entwicklung den letzten 25 Jahren des vergangenen Jahrhunderts, denn die Zahl der Einwohner verdreifachte sich; im Jahre 1903 betrug sie 329 000, darunter 41 pCt. Polen, 28 pCt. Deutsche, ebenso viel Juden, und 2 pCt. Russen. Um die religiösen Bedürfnisse der in Lodz wohnhaften Massen zu befriedigen, besitzt die Stadt, wie Herr Jespow hervorhebt, 3 griechisch-katholische Kirchen, während sich die römisch-katholische Bevölkerung mit derselben Anzahl von Kirchen begnügen muß. — Von dem Wachstum der Lodzer Industrie legen nachstehende Ziffern beredetes Zeugnis ab. Im Jahre 1840 belief sich der Wert der Jahresproduktion auf eine Million Rubel; diese Ziffer wuchs nach und nach bis zum Jahre 1877 auf 17 Millionen Rubel. Um diese Zeit wurde die Goldvaluta bei der Entrichtung des Zolls eingeführt und von dieser Zeit an datiert auch das beispiellose Wachstum des polnischen Manchester. Im Jahre 1903 waren in Lodz 482 Fabriken im Betriebe, in denen 65 000 Arbeiter beschäftigt waren, der Wert der Produktion aber erreichte in diesem Jahre die kolossale Ziffer von 125 Millionen. Die Ziffer fiel im darauffolgenden Jahre, während des Krieges, um 26 Millionen; im Jahre 1905 stieg sie wieder etwas bis auf 109 Millionen. Leider ist dieses Anwachsen kein Beweis für die beständige Verbesserung der Verhältnisse. Man kann dieses aus der Einwohnerzahl schließen: anfangs 1905 wuchs die Bevölkerung bis auf 344 000 an, im Jahre darauf aber fiel sie.

Es ist hieraus ersichtlich, daß die Zusammenstellung des Professor Jespow die letzten Jahre nicht umfaßt und, daß er die Hauptursache des Rückganges dem japanischen Kriege zuschreibt, während in Wirklichkeit doch wohl die inneren Unruhen dazu beigetragen haben. (H. Lodz. Btg.).

**Niedergang von Handel und Gewerbe in Odessa.** Die Odessaer Kaufleute und Fabrikanten sind, wie der „Herold“ russischen Laellen entnimmt, der Meinung, daß Odessa sich gegenwärtig im Zustande des vollkommenen gewerblichen Niederganges befindet und daß auf eine Wiedergeburt fürs erste keinerlei Hoffnung vorhanden ist. Vor einigen Jahren hatten belgische Kapitalisten in Odessa, nach den darauf verwendeten Summen zu schließen, großartige Unternehmungen eröffnet: eine Glasfabrik, eine Pfropfen- und Nagelfabrik. Alle diese Unternehmungen, die Tausende von Arbeitern beschäftigten, mußten ihre Existenz abbrechen. Dasselbe Schicksal trat unlängst die Fabrik der Zuckerraffinade-Gesellschaft in Odessa, wodurch die Gesell-

schaft einen Schaden von 3 Mill. Abl. erlitt. Ebenfalls in der letzten Zeit wurde die einer ausländischen Gesellschaft gehörende Champagnerfabrik unter der Firma „Roederer“ wegen eines Millionen betragenden Defizit geschlossen. Hens Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen ist geschlossen. Die Lichtfabrik führt ein trauriges Dasein und kann gegenwärtig nur billige Talglöcher produzieren. Auf diese Weise scheiterten alle Versuche die Gewerbtätigkeit in Odessa zu entwickeln. Nicht minder im Niedergange befindet sich der Getreideexport. Der Hafen, von wo die mit Getreide beladenen englischen Dampfer abgingen, war für die Stadt eine Quelle des Reichthums; gegenwärtig ist der Getreideexport über Odessa durch die Konkurrenz von Australien und Amerika auf ein Minimum herabgesetzt, ja in den letzten Tagen trat vollkommener Stillstand ein. Nach Meldungen des örtlichen Börsenkomitees haben in den letzten Tagen in Odessa keinerlei Geschäftsabslüsse in Getreideexport stattgefunden; aber auch diesen auf diese Weise unbedeutend gewordenen Export über Odessa suchen Chersson und Nikolajew an sich zu reißen. Ferner hat die schwache Tätigkeit des Hafens den Innenhandel der Stadt, der übrigens schon vorher durch Judenpogrome gestört war, stark beeinflusst. Von großem Einfluß auf den Niedergang des Handels in Odessa sei auch der über die Stadt verhängte Kriegszustand.

Zu Summa — eine Reihe von Krachen in der Handelswelt in der Höhe von 5 Millionen, (Schulden der Kreditgesellschaft, denn auf der Auktion unbeweglichen Eigentums fand dieses keine Abnehmer); ein fast vollkommener Stillstand der Fabrik-tätigkeit und Tausende von Arbeitslosen. Fügt man noch hinzu, daß die Bevölkerung sich verringert, daß die Kapitalisten, denen es gelungen ist ihr Vermögen flüssig zu machen, Odessa verlassen haben, daß die nichtvermögenden Bevölkerungsklassen in eine immer schlimmere Notlage geraten, so wird man verstehen, daß der schlimmen Lage der Stadt gegenwärtig durchaus nicht leicht abzuhelfen ist, was auch in nächster Zukunft kaum möglich sein wird.

## Literatur und Kunst.

### Die lebenswürdige Wissenschaft.

Von Estar Blumenthal.

Von den Blumen will ich reden, die der Sommer in seiner quellenden Uppigkeit uns auf Schritt und Tritt vor die Füße schüttet. Ich will mich in den betrüblichen Gedanken einspinnen, wie entzaubert die Erde wäre, wenn wir uns die Blumen aus dem Weltbild hinwegdenken. Die Freuden will ich ausfühlen, die wir alle empfinden, wenn wir in die taumelnden Blütentrauben des Flieders unser Gesicht vergraben, wenn wir die heißen Düfte der Jasminsträucher einatmen, wenn wir die funkenden roten Heckenrosen an den Wänden weißer Landhäuser bis zur Giebelstirn emporklettern sehen oder wenn wir unter einem blühenden Lindendamme sitzen und die vollen Duftwellen über uns hinströmen lassen, die aus den Zweigen herausfluten. Sogar zopfige Gelehrte werden heiter, wenn sie der Pflanze ihren Forschungsdrang zuwenden. „Amabilis scientia“, die lebenswürdige Wissenschaft. . . so haben sie die Botanik genannt. Selbst unter der Hand des Forschers also, der die Staubfäden in jedem Kelche nachzählt und das Geschlecht der Wurzelkrallen mit argwöhnischem Spürsinn aus der Erde gräbt,



strahlt die Blume noch Ammut und Freude aus. Die Pflanzenkunde ist eine lyrische Wissenschaft, in der sich die Erkenntnis mit dem Gesang verschwifert — und sehr hübsch sagt gelegentlich Verta v. Sattner:

„Die Blummwelt gibt uns die Bürgschaft, daß Lieblichkeit ein Teil des Weltproblems ist. „Es werde Licht!“ war ein Wort, das der Schöpfer mit gebietender Gebärde sprach — aber „Es blühe!“ befahl er mit einem Lächeln.“

Bei der Betrachtung eines Rosenbettes, eines Hollunderstrauchs finden wir die liebe deutsche Sentimentalität wieder, die uns oft so wunderbar wohlthut, wie ein lauliches Bad. Doch ich denke dabei nicht an die städtischen Ziergärten, wo jeder wilde Schößling von der Heckenschere säuberlich getilgt wird, wo man die krausen Wipfel des Rotdorns und der Akazie künstlich zu grünen Kugeln wölbt und den alten Bäumen das Moos mit der Stahlbürste von den Rorken reibt — nur damit alles recht zierfarn und wohlherzogen sich ausnimmt. An die ungepflegten schmucklosen Dorfgärten denke ich, die von zerfetzten Latenzäunen umfriedet sind. Die Bauernkrasse greift durch die Pfähle mit ihren gelbroten Blüten, und vereinzelt Balsaminenstande heben sich prahlend aus dem Wiesenrün, in welchem ordnungslos alle Sommerblumen durcheinandersprudeln.

Ich finde nichts entzückender als ein solches blühendes Chaos. An die großen ungebüdigen Naturhaine denke ich, in welchen sich die Bäume zuchtlos mit den Ästen umarmen. Ich denke aber auch an die kleinen, bescheidenen Glocknelke, die mir täglich bei meinen Morgengängen vom Wegrand entgegenwinken; und an die schüchternen Silenen, die in das Moospolster der Steine so gefällige Muster hineinsinken; und an die verspateten Primeln, die aus versprengten Trieben in den Felsfalten aufblühen. An die märchenhafte Fruchtbarkeit der Hochwiesen in den Alpen denke ich, wo der Frühling im Juni und im Juli das Lied wieder anhebt, das er unten auf der Talsohle schon im Mai zu Ende gesungen hat.

Es berührt den Alpenwanderer mit immer erneuter Überraschung, wenn er oben in den Hochtälern, auf steilen Geröllhalden oder an sonnigen Hängen die Frühlingspflanzen wiederfindet, die unten in der Ebene längst verschwunden sind. Die Kindheit des Jahres lebt plötzlich wieder vor uns auf. Und der Lenz ist zum Glück ein sehr sämiger Bergsteiger. Er braucht Wochen, bis er die Fochwand erreicht hat, um auf die tiefgrüne Hochalm die Aukeln und Anemonen, die Zwergprimeln und Genticanen auszutreiben, die er in seinem Rucksack mitgebracht hat. Noch weitere Wochen braucht er, bis er zu den ersten schneebedeckten Gipfeln gekommen ist. Erst in der Mitte des Juni ist er endlich so weit, um die schwellenden Knospen der Alpenrosen zu spalten, und erst Ende Juli gelangt es ihm, die zartflaumigen Blütenköpfe des Edelweiß aus den Grassändern hoher Felsen herauszulocken. Es müßte schön sein, mit dem aufwärtswandernden Frühling gleichen Schritt zu halten und so bis in den August hinein von einem Lenz in den andern, von Jugend zu Jugend zu schreiten. Von Hermann von Gilm stammen die oft angeführten schönen Verse:

Der kurze Frühling verblüht so schnell. . . .  
 Laß' immer ihn unten verwelken!  
 Hoch oben gibt's Primeln am eissigen Quell'  
 Und Rosen und brennende Nelken.  
 Weicht unten das Weilchen im blühenden Salm,

So zieht's mit der klingelnden Herde zur  
 Auf unsere ewigen Berge.

\* \* \*

Dem Reiz der Bergblumen kommt kein anderer Blumenzauber gleich. Die steinerne Einsamkeit, in die sie mit ihren Wurzeln sich eingekraut haben, macht uns jede einzelne Blüte zu einem lieblichen Wunder. Mit den „brennenden Nelken“ hat uns freilich Hermann von Gilm etwas zu viel versprochen. Die Alpennelke hat weder die glühenden Farben noch die süßigen Kelche ihrer Schwestern aus der Ebene. Es ist ein schwächliches, zartes Stengelgewächs, das nur der Kenner als Nelke ansprechen würde. Mit den Rosen aber hat's seine Richtigkeit. Und wer ein einziges Mal nach harten Wegmühen, nicht mehr ganz kniefest und trittfücher, bei einer Biegung des Weges plötzlich eine Steinhaide vor sich gesehen hat, auf der die Alpenrosen jeden weißen Block mit ihren roten Blütenolden überstochten haben — er wird in wortlosem Staunen vor diesem anmutigen Höhenbild wie gebannt stehen. Nun ist alle Ermüdung mit einem Schlage überwinden. Als wenn eine magische Heilkraft aus den rubinroten Kelchen quillt, so plötzlich ist man wieder wegfrieh und regsam. Man wandert geschäftig von Stein zu Stein, um mit behutsamer Schonung der Knospen sich etliche Alpenrosenzweige von den Sträuchern zu schneiden. Mit zärtlicher Funderfreude schiebt man sie entweder als Gesteck in das Hutband oder bindet sie an den Berglock als eine Wandertrophäe, aus welcher der ganze Höhenzauber leuchtet und fortblüht.

Mit der Zeit wird man freilich begehrlicher und verlangt nach der stolzen Gabe der Berge, nach den grauweißen Stengeln der Edelkraute. Das ist aber eine spröde und unzugängliche Schönheit, die sich auf unerreichbaren Felsipitzen vor den tastenden Fingern der Bergsteiger zu retten weiß. Ihr lodender Silberglimmer hat schon manchen Todessturz verursacht. Auf einem Jagdsteig im Tännengebirge ist es mir ein einziges Mal geglückt, ohne Gefahr und Mühsal das schlante Edelkreuz von einer Felskante zu pflücken. Ich habe den seltenen Fund mit beinahe ehrfürchtiger Sorgfalt ins Tal getragen und ein Frohgefühl gehabt, als hätte ich eine Goldader im Gewand entdeckt. . . .

Man versteht es erst in der Narrenfreude einer solchen Stunde, daß das Volk seine Bergblumen mit Rosenamen bezeichnet, wie sie sonst nur ein Verliebter findet. Man sieht zärtliche Hände wie lieblosend über die Kelche streichen, wenn im Volksmund die Winterrose zum „Schneekammer“ wird, die Anemone zum „Frührosel“, die Genticane zum „Amkräutel“, die gelbe Aukel zum „Schroffenblümler“ und die Welsprimel zum „Frauenäugel“. Mir klingt aus diesen naiven Schmeichelnamen mehr innige Lenzfreude als aus vielen wortreichen Frühlingsliedern, in welchen man den Wald nicht vor Reimen sieht.

## Was Puff an der See passierte.

Von Johann Zunt, Friedenau.

In einer stillen Seitenstraße eines weilichen Vorortes von Berlin steht eine einfache Villa. Den ganzen Winter hindurch sind die Fensterläden fest geschlossen; da weilt der Besizer mit seiner jungen Frau zur Kräftigung ihrer zarten Gesundheit im Süden. Dem Vorübergehenden fällt nichts an dem kleinen Hause

auf; da hinter dem Gartenzaune stehen einige Biersträucher; kleine Blumenbeete sind mit weißen Muscheln umfleckt, und die hohe prächtige Phönixpalme, die aus einem großen Holzfüßel heraus ihre langen Wedel in die Luft streckt, nimmt sich feltfam verloren zwischen den andern Gewächsen aus. Im Ort ist dem Hause der Name „Die Rosenvilla“ gegeben. Der leitet sich von dem Garten hinter dem Hause her; da ist vom Spätfrühling bis in den Spätherbst hinein ein Knospen und Blüten, und Wolken balsamischen Duftes strömen den Spaziergängern entgegen, daß diese oft still stehen bleiben, um einen Blick in die blühende Herrlichkeit hinten hineinzutun. Allerlei köstliche Rosenarten werden hier gezogen; dort trägt ein Beet die verschiedensten Farben, und nebenbei dehnen sich lange Reihen von Reinkulturen aus. Der Rosenfreund findet die mannigfachen Spielarten in wundervollen Exemplaren vertreten. „Mr. Birns“, neben dem „Rischer von Holmes“; die herrliche „La France“ dicht bei „Van Hout“ und „Francis de Veurn“. Da sieht man die kleinen dunkelroten Knospenrosen, bei denen mehr Knospen als Blüten vorhanden, die „Malmaison“ und die herrlichen „Dijonrosen“. Veranschender Duft entströmt den Sprößlingen der Blumenkönigin.

Bildhauer Kranach ist Eigentümer des Hauses. Ein großer, kräftiger blonder Deutscher, der sich hier draußen, entfernt von dem Trübel des aufregenden Großstadtlebens, sein Heim gebaut hat. Fleißiges Schaffen und glückliche Spekulationen haben ihn, den knapp Vierzigjährigen in den Stand gesetzt, ohne Beruf nur seinen Reizungen zu leben. Dem mit irdischen Glücksgütern reich Gesegneten hatte das Schicksal erbarmungslos eines Tages sein Bestes genommen. Sein einziges Kind, ein frischer dreijähriger Bube, erlag einer tödtlichen Krankheit.

Die schwarzhaarige, brünette, zieliche Frau hat den Verlust nicht recht verwinden können; ihre sehnenen Augen schauten zurück in die Vergangenheit, und auf der Straße folgt ihr Mied verlangend jedem rotbäckigen Kinde. Der Bildhauer hat sich der Blumenzucht zugewandt; seltene Exemplare bringt er von seinen Reisen heim und verkauft, sie einzubürgern. Die Kinder Floras sind seine Familie geworden; ihnen widmet er seine Zeit.

Frau Liesbeths Reich ist das Haus; auch sie hat sich Ertrag zu schaffen gesucht für ihr verlorenes Glück; in den mit äußerster Eleganz ausgestatteten Kammern waltet sie, und stets bei ihr weilt „Puff“. „Puff“, ein kleiner echter weißer Seidenispiz mit schneigem, feinem, glänzendem Haar und von tadellosen Bau. Ein Seidenispiz, der so sprechende Augen, einen so treuen Mied hat, daß ihn jedermann beim ersten Sehen lieben muß. Und das haben sie auch alle, von der Frau Liesbeth an bis auf die Portierskinder; „Puff“ ist mit allen gut Freund. Als ganz kleines Tierchen hat ihn sein Herr vor Jahren in's Haus gebracht; mit größter Sorgfalt und Mühe ist er großgezogen worden. Reichlich hatte Puff die Liebe vergolten; es gab weit und breit keinen klügeren und wachsameren Hund. Wie fiel er lässig; nie bellte und bat er zur Unzeit. Plage ihn der Durst, so saß er ganz still vor der Wasserleitung, bis das Dienstmädchen kam, dann sprang er an ihr hoch und lief bellend zum Leitungshahn. War einmal sein Mittagbrot zu spärlich ausgefallen, so tunkte er so lange zum Schlüsselbund in der Speisekammertür empor, bis es hinunter fiel. Schweißwedelnd brachte er's der Herrin. „Puff“ war der Berzug und Liebling des Hauses.

Heute herrschte große Betrübniß in der Rosenvilla; Frau Kranach saß und schluchzte herzbrechend in ihr Tagesbuch; ihr Gatte ging finsternen Blickes durch die Zimmer.— Puff war verschwunden!

Und das war so gekommen. Am frühen Morgen hatte ihn seine Herrin mit nach Berlin genommen. An einer Gassecke der Straßenbahn war er unter einen Wagen gelaufen und bellte nun vergnügt aus seinem Versteck hervor. Vergebens lief und lockte Frau Kranach, Puff hörte nicht. Der mittheidige Schaffner hielt den Wagen noch an, stieg ab und versuchte nun im Verein mit der Dame das Tierchen zum Verlassen seines Schlupfwinkels zu bewegen. Umsonst! Puff rannte vergnügt bellend unter dem Wagen umher; vergeblich waren alle Rosenamen. Ja, es schien ihm besonders Spaß zu machen, als der Schaffner, durch ein Trinkgeld der Frau des Bildhauers angefeuert, auf den Knien um den Wagen herumrutschte und versuchte, ihn am Schwanz oder Bein hervorzuziehen. Er bellte ruhig weiter; die kleine rote Zunge hing ihm zum Halse heraus, der Schweiß wedelte.

Inzwischen hatte sich eine Anzahl von Wagen angestaut, eine Menge Menschen versammelten sich um den Wagen und verfolgten den Vorgang mit Gelächter. Stöcke und Schirme fuhren nach dem Uebeltäter. Der entwich mit großem Geschick immer von neuem. Endlich brachte ein Straßenteufel einen großen Besen, um das Tier ernstlich wegzujagen. Einen Augenblick stand Puff wie erstarrt; dann ein linker Satz, und er war unter dem Wagen vor. Aber wohin? Niemand konnte es sagen. Einige Umherstehende hatten ihn laufen sehen, aber mit einem Male war er weg! Frau Liesbeth kam ohne Hund, ganz untröstlich nach Hause. In der Zeitung wurde eine hohe Belohnung für das Wiederbringen des Tieres ausgesetzt, es blieb verschwunden....

Nach Wochen ging Frau Bildhauer Kranach eines Vormittags die Leipzigerstraße entlang.

Es war das erste Mal, seitdem Puff abhanden gekommen war; sie hatte bis jetzt diese Straße gemieden, die ihr durch ihren verlorenen Liebling verleidet worden war. In dieser Gegend gab's so viele Hunde; fast bei jedem Schritte sah sie einen; aber keiner konnte den Vergleich mit ihrem toten Puff aushalten. Daß Puff tot war, daran gab es für sie keinen Zweifel mehr; die hohe Summe, die ihr Mann als Belohnung ausgesetzt hatte, würde sonst bestimmt den Finder zur Rückgabe veranlassen haben. . . .

Ein sonniger Frühlingstag war's; das Gewoge der gepußten Menschen drängte die Straßen auf und ab. Dicht hinter dem Potsdamer Bahnhofe standen, wie alljährlich die Blumenverkäufer, die mit dem Rufe: „Weilchen, frische Weilchen, 10 Pfennig das Sträußchen,“ ihre düftenden Blüten den Passanten darboten. Dicht bei ihnen, hart an einem eisernen Gartenzaune, stand ein Händler mit Hunden.

Ein kleiner Mann, mit listigen Augen und brünettem Teint war's, und um ihn herum lagen drei schöne Tiere. Ein großer Bernhardiner, ein Terrier und ein Dackel; alle drei rührten sich nicht von ihrem Plage, gleichgültig saßen sie in die Menge hinein. Und doch blieb fast jeder Vorübergehende stehen und warf einen Blick auf die Gruppe; es war noch ein kleines Hündchen dabei, ein schwarzer Seidenispiz. Schweißwedelnd sprang er fast ununterbrochen auf die Stehenbleibenden zu und hielt

ihnen im Maul eine Tafel entgegen, auf der zu lesen stand: „Ich bin zu verkaufen.“ Das Gebaren des Hündchens war so possierlich, daß Frau Kranach still stand, um den Hund näher anzusehen. Er erschien ihr bei weitem nicht so hübsch wie Puff; sein Aussehen war nicht so intelligent wie das ihres Lieblings, aber der Blick, der aus seinen treuen Augen zu ihr emporsah, war so hülfeslehend, so bittend, ganz wie Puffs. Ja, das Tier versuchte, von seiner Leine weg an ihr hochzuspringen, als der Händler mit der Hand nach der kurzen Hundeweilsche fuhr, die er neben sich am Gitter hängen hatte. Der Spitz juckte und ließ von seinem Vorhaben ab. Frau Kranach war eine Natur von schnellem Entschluß; das Tier mußte sie haben, das kaufte sie!

Zu Hause erregte das Tier allgemeine Bewunderung; es sprang sofort an dem Herrn empor, ja es wedelte sogar den Portierskindern entgegen.

„Dem haben wirs alle angetan“, sagte Bildhauer Kranach, „der scheint ja fast so klug wie Puff zu sein, und darum soll er auch so gerufen werden“.

Einige Tage darauf befand sich die Familie wohlbehalten in Safnit.

Ein für diese Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag war's. Leise schlugen die Wellen an den steinigen Strand. Der Hund sieht in das Meer, das Schauspiel ist ihm neu; verwundert starrt er auf die weißen sich nähernden Wogenkämme. Er bellt sie an, gleichmäßig rauscht das Meer weiter, ein leichter Wind weht zum Lande hinüber und trägt ihm eine Welle gerade vor die Füße. Unmutig schüttelt er sich, aber im nächsten Augenblick ist er mit kühnem Satz in die See hinein, all den weißen Schaumkämme, die ihm gleich kleinen weißen sich bewegenden Tieren erscheinen mögen, entgegen. Die wollen ihn sicher naden, die muß er jagen! Laut bellend schlägt seine Pfote den Gischt, daß er hoch aufspritzt. Weißend fährt sein Mäntchen hinein. Aber der Wind ist stärker geworden, hart schlagen die Wogen über die Steine, ihre Kämme schwellen höher und höher. Puff versucht vergebens dem Ufer zuzustreben, die Wellen schaukeln ihn weiter dem offenen Meere zu. Frau Lisbeth ruft und lockt, Puff wirfelselt, aber der Abstand zwischen beiden wird immer größer. Weit und breit ist's still am Ufer, die wenigen Badegäste der Vorjaison sind alle in den Hotels, es ist Dinerstunde. Schon sieht die geängstigte Frau das Tier versinken, bis plötzlich ein Fischerboot der Stelle zustrebt. Eine Hand langt in das Wasser und zieht den Hund empor.

Lang aufatmend sinkt Frau Lisbeth auf die Bank; das Boot fährt nach dem Landungsplage zurück.

Schnellen Schrittes folgt ihm Frau Kranach, jetzt ist sie da. Eine neue Ueberraschung wartet ihrer. Ein alter Mägder Fischer kommt ihr entgegen, auf dem Arme trägt er ein Hund. Aber wie sieht der aus? Was ist das? Alessit sie ein Spitz? Soll das Puff sein, ihr schwarzer Puff! Entsetzt blickt sie auf das Tier, der Fischer lacht über das ganze alte Gesicht. Frau Lisbeth starrt noch immer auf den Hund, sie ist unfähig ein Wort hervorzubringen.

Der Fischer hält ihn ihr entgegen.

„Sie glauben's wohl gar nicht, daß es Ihr Köter ist? Ja, ja; aber der ist ja angeschmiert gewesen; der ist ja früher weiß gewesen! Sehen Sie's nicht“? —

Wirklich! Puff sah jämmerlich aus! Das schöne schwarze

Fell war verschwunden, an einigen Stellen lugte das weiße Haar hervor, während der übrige Körper Schwarzgrau zeigte. An den Augen lief noch die halb aufgeweichte Farbe entlang.

„Lassen Sie ihn bloß nicht vom Arm, Fischer, Sie bekommen ein gutes Trinkgeld; tragen Sie ihn mir, bitte zur „Villa Martba“ hinauf, hier, dicht hinter dem Damenbad“, konnte endlich Frau Lisbeth sagen. Eiligen Laufes stürmt sie die Stufen hinauf, die zur Villa führen; eine Ahnung war in ihr aufgestiegen, aber noch hielt sie es für ein Spiel ihrer Phantasie.

Die gutmütige Wirtin mußte schnell ein warmes Bad machen, etwas Soda hineintun, und durch eine große Schurze gut geschützt, nahm Frau Lisbeth den Hund an sich.

Sie betrachtete ihn genau.

„Puff, mein Puffchen, mein Puff“.

Dankbar wedelnd sah der Hund zu ihr auf.

Jetzt wurde er schnell in die Wanne getan, Seife und Bürste an ihm erprobt, und siehe da, immer heller wurde das Fell, immer weniger blieb von der schwarzen Farbe übrig. Endlich, nachdem eine neue Haut warmen salzigen Wassers über ihn gegossen worden war, zeigte er sich fast weiß!

Unterdessen war Bildhauer Kranach nach Hause gekommen. Schon vor der Thür war ihm die Wirtin mit der Keuzigkeit entgegengekommen. „Ihr Hündchen war ja geforden, Herr Bildhauer, geforden!“ Verständnislos hatte er sie angesehen und war dann zu seiner Frau geeilt. Sprachlos sah er auf Puff. Dann brach auch er in helles Gelächter aus. „Du, Kind, das ist ja unser alter Puff! Unser alter, den hatten sie uns gestohlen und gefärbt wieder verkauft!“

„Ja, ja, lieber Mann, er ist's; ich hegte noch immer Zweifel, aber sich einmal das Fleckchen am linken Fuß! Weißt du, das Fleckchen, von dem du immer jagtest, es stört die Rassenreinheit. Puff, lieber, alter Puff, du!“

Glücklich lächelnd sehen die beiden dem Tiere zu.

Und Puff rast bellend durch die Stube, über Tisch und Stuhl, dann legt er sich behaglich in eine Ecke und beginnt, sorgsam seine weißen Pfoten zu belecken, gleichsam, als wollte er sich überzeugen, daß er nun wirklich der frühere, alte Puff ist.

## Aus aller Welt.

**Vom Deutschtum in Ungarn.** Die „Tägl. Rundschau“ schreibt: Das nationale Schwergewicht des ungarischen Deutschtums liegt heute nicht mehr, wie lange Zeit hindurch, bei den Siebenbürger Sachsen, sondern bei dem südingarischen, insbesondere bei dem Banater Deutschtum. Die wackeren Siebenbürger Sachsen sind zum Bedauern ihrer übrigen deutsch-ungarischen Volksgenossen politische Partikularisten geworden. Ihr Hauslein hat sich in dem Rahmen ihrer Jahrhunderte alten Organisation mehr und mehr isoliert. Ganz naturgemäß werden sie daher an Bedeutung für das Gesamtdeutschtum von den viel größeren Volksmassen der südingarischen deutschen Kolonisten übertroffen, sobald diese erst aus ihrem langen nationalen Schlummer aufwachten, sich als Deutsche zu regen begannen und kulturellen Anschluß an das Gesamtdeutschtum zu suchen begannen. Dieser glückliche Umschwung ist jung. Sein Hauptherd ist das Banat, wo heute ein deutsches Bauernvolk von Hunderttausenden zum nationalen Bewußtsein erwacht ist. Lan-

ge hatte die Ungunst der Verhältnisse ein solches Erwachen gehindert und diese kerndeutsche Bauernschaft der Magyarisierung widerstandlos ausgeliefert. Die deutschen Bauern entbehrten der eigenen politischen Führung; der wirtschaftliche Kampf verbrauchte ihre ganze Kraft; in bedauerlicher Gedankenlosigkeit lieferten sie ihre deutschen Schulwesen dem magyarischen Staat aus. Erst als dieser auch der deutschen Kirche sich zu bemächtigen suchte, wurden die deutschen Kolonisten stutzig und begannen sich zu widersetzen. Seitdem—es sind erst wenige Jahre her—ist unter ihnen eine erfreuliche Bewegung im Werden und Wachsen, deren Ziel die Sicherung ihres Volkstums ist. Als ihren ersten selbständigen und werbend wirksamen Anreger und Förderer darf man wohl den wackeren, zu früh verstorbenen Jakob Schimichen in Ungarisch-Weißkirchen ansprechen, der das Wochenblatt, das „Ungarisch-Weißkirchner Volksblatt“, gründete, in dessen Spalten er mit einer Schar treuherziger Genießungsgegnossen zum ersten Male das deutsch-nationale Banner entfaltete. Aus den Mauern dieses Städtchens muß die Bewegung bald ins Land hinaus. Schon nach einigen Jahren sehen wir tüchtige Männer erfolgreich am Werke, um in der Hauptstadt des Banats, in der alten Festeung Temesvar, ein politisches Zentralblatt der Banater Schwaben zu schaffen, das mit großen Opfern gegründet wurde „Deutsche Tagesblatt für Ungarn“. Daneben waren in verschiedenen Orten der Peripherie andere Blätter, so die „Groß-Rikindaer Zeitung“ am Werke, und so bekam die nationale Bewegung bald festen Boden unter den Füßen. Dann aber kam eine schwere Zeit der Verfolgung und Drangsalierungen. Die Schriftleiter der nationalen Blätter wurden der Reihe nach eingekerkert oder verjagt, kostspielige Proceßgeschäfte ließen das „Deutsche Tagesblatt“ eingehen, und allenthalben begann man ein wahres Ausrottungswerk gegen die bösen „Bangermanen“. Es zeigte sich aber, daß diese Bewegung, die aus dem innersten Leben des deutschen Volkes herauswuchs, nicht mehr unterdrückt werden konnte. An Stelle des eingegangenen „Deutschen Tagesblattes“ trat in Temesvar bald ein neues politisches Zeitungsorgan, der „Deutsch-ungarische Volksfreund“ der freilich vorläufig nur eine Wochenansgabe hat. Die fortwährenden aggressiven Maßnahmen im Interesse der Magyarisierung und insbesondere der jüngste Durchschlag des Unterrichtsministers Apvonyi auf die Volksschulen waren der Ausbreitung der nationalen Bewegung sehr förderlich, und so konnte man endlich im verfloßenen Jahre das sehnlichst angestrebte Ziel der Bildung einer politischen Organisation erreichen. Sie führt den Namen „Ungarländische deutsche Volkspartei“, umfaßt schon heute viele Tausende Mitglieder und schickt sich an, am politischen Leben des ungarischen Staates maßgebenden Anteil zu nehmen. Manches Anerkennenswerte ist schon erreicht worden; die Gemeinden mehrten sich, die nationale Vertretungen wählten, auf der Protektorsprache beharren und die Wiedereinführung der deutschen Schulen verlangen. Jetzt rüstet die Partei für die künftigen Reichstagswahlen, und man darf sicher erwarten, daß es ihr gelingen werde, wenn auch anfangs nur wenige Leute ihres Schlages ins erste ungarische Volkshaus des allgemeinen Wahlrechtes zu entsenden. So sehen wir im Westen und Süden Ungarns eine große geschlossene Masse deutscher Bauern mit einem blühenden Wirtschaftsleben zu einem kräftigen politischen Körper sich entwickeln. Daß die Magyaren gar so sehr Wut schmeißen ob dieses deutschen Erwachens, kommt vielleicht daher, daß ihnen

einst ihr Führer Koloman Szell prophezeite, sie bräuchten erst dann mit einer siegreichen Durchsetzung der Nationalitäten zu rechnen, wenn außer Rumänen, Serben und Slowaken auch die ungarischen Deutschen sich ihrer annehmen. Diese Zeit glauben die Magyaren jetzt gekommen. Sie bräuchten sich aber überhaupt vor gar keiner Nationalitätenpolitik und am allerwenigsten vor einer deutschen zu fürchten, wenn sie sich nur begämen wollten, das bestehende, von ihren eigenen Staatsmännern gegebene, von ihnen aber unterdrückte Nationalitätengesetz zu halten.

**Abenteuer von 22 Robinsons.** Der französische Viermaster „Präsident Felix Faure“ aus Marseille erlitt bei heftigem Sturm zwischen Neu-Kaledonien und Neu-Seeland Schiffbruch. Wie jetzt bekannt wird, hat die aus 22 Personen bestehende Schiffsmannschaft die furchtbarsten Leiden durchmachen müssen. Auf einer einsamen und wüsten Insel verschlagen, erlebten sie dieselben Abenteuer wie einst Robinson auf seinem verlassenem Eiland. Das Schiff strandete an den der Insel vorgelagerten Felsen und Riffen und wurde vollständig zertrümmert. Der Besatzung gelang es, das Ufer zu erreichen. Aber sie war von allen Lebensmitteln entblößt und nur notdürftig bekleidet. Zunächst machten sich die modernen Robinsons, nachdem sie die Insel durchkreuzt und kein lebendes menschliches Wesen gefunden hatten, daran, eine Hütte zu bauen. Das Holz zu dem Bau mußten sie aus einem über drei Kilometer von Strande entfernten kleinen Walde holen. Der Weg dahin war äußerst beschwerlich und anstrengend, da er durch eine Ebene führte, die mit zwei Meter hohem Gras bestanden war. Als Nahrung dienten den Schiffbrüchigen Vögeleier. Dann verfertigten sie Angelruten, um Fische fangen zu können. Mit Hilfe vom primitiven Schleudern gelang es ihnen, dann und wann einen Vogel zu erlegen. Die Nächte waren sehr kalt, und die Verlassenen besaßen kein Schuhwerk und keine Kleidung. Sie verfertigten sich Kleider und Schuhe aus Blättern und Baumrinde, um wenigstens einigermaßen gegen die Kälte geschützt zu sein. So hausten sie sechzig Tage auf der Insel. Dann kam endlich ein englisches Kriegsschiff in Sicht, das die Schiffbrüchigen aufnahm und nach Marseille brachte.

**Beschädigung des Zeppelinischen Luftschiffes.** Am 15. Juli n. St. sollte Graf Zeppelin seine längst erwartete Dauerfahrt von Friedrichshafen am Bodensee nach Mainz antreten, die er jedoch in Folge einer Beschädigung des Luftschiffes nicht ausführen konnte. Graf Zeppelin trifft bekanntlich seine Dispositionen unerwartet rasch. Noch am 14. Juli n. St. abends war offiziell bekannt gegeben worden, daß die Fernfahrt am 15. Juli n. St. um sieben Uhr abends stattfinden werde. Als heute vormittag gegen zehn Uhr der anhaltende Regen aufhörte und der Wolkenflecker sich zu teilen begann, da erklärte der Graf seiner Umgebung die Fernfahrt antreten zu wollen. In rascher Fahrt ging es von Friedrichshafen nach Manzell. Das erst heute in den Dienst gestellte Schleppschiff „Weller“ erhielt Befehl das Luftschiff abzuschleppen, trotzdem es wieder zu regnen begann. Alles war zur Fernfahrt klar. Der doppelschraubige Schlepper zog an, und in kürzester Zeit war das Schiff im Fluge begriffen. Da riß plötzlich, ehe die Motore des Luftschiffes angegangen waren, die Zugleine des Schleppers infolge eines ungeschickten Manövers, und das schwer beladene, ziemlich steil gerichtete Fahrzeug schnellte mit großer Wucht in der Richtung auf die



Ballonhalle zu. Die Spitze des Ballons blieb an der Dachrinne hängen, zerriß die Umhüllung des ersten Ballons, so daß er sich sofort entleerte. Man senkte sich die Spitze nach vorn, und beide Gondeln füllten sich zur Hälfte mit Wasser. Im Fallen wurde das linke Höhensteuer abgerissen und fiel prasselnd in den See. Das Vorgelege für das linke vordere Propellerlager wurde erheblich beschädigt, schützte aber dadurch den Hieselteil des Luftschiffes vor vollständigem Zusammenbruch. Da der Schlepper während des Sturzes noch anzog, wurde der vordere Laufsteg bis zu der vorderen Gondel vollständig abgerissen. Die Stoffbekleidung hing in Fetzen herunter. Bis zu seinem vierten Teile muß das Luftschiff infolge der erlittenen Beschädigungen erneuert werden. Die Reparaturen werden mindestens zehn Tage in Anspruch nehmen. Die Gasfüllung im Werte von achttausend Mark mußte sofort abgelassen werden, um die Ausbesserungen energisch betreiben zu können. Wäre statt des mit der Schlepparbeit ungewohnten neuen Schleppers das sonst übliche Motorboot verwendet worden, wäre — so meinen die Sachverständigen — der Unfall sicher nicht passiert. Die Havarie des Ballons, die man jetzt erst in ihrer ganzen Größe übersehen kann, ist sehr beträchtlich. Die Halle, in der das beschädigte Luftschiff liegt, ist zwar auf das sorgsamste abgeschlossen, aber es gelingt mir doch, nachdem ich mich mit einem Motorboot herangepürscht habe, einen Blick hineinzuwerfen. Da gewahrt man denn, daß das schöne Fahrzeug fast bis zu  $\frac{1}{4}$  seiner Länge der Außenhaut völlig entkleidet ist, und daß die vordersten neun oder zehn Gas enthaltenden Behälter herausgenommen sind. Das blanke Aluminium tritt teilweise hervor, klar zutage. Arbeiter sind überall mit Löt- und anderen Reparaturen beschäftigt. Ein Kahn mit sechs Eisenbahnwagen liegt zur Seite der Halle, und Soldaten laden von dort Wasserstoffflaschen und runde Stützen ab. Das lustige Gewimmel der Boote um die Luftschiffinsel ist verschwunden. Sie sieht jetzt im Unglück ziemlich verlassen aus. Im Hauptquartier des Grafen Zeppelin, wie man das Hotel „Deutsches Haus“ in Friedrichshafen wohl nennen kann, ist es jetzt gleichfalls still geworden. Der Graf bleibt unsichtbar und empfängt keinen Besuch. Seine Fahrt- und Arbeitsgenossen sind sämtlich abgereist, darunter Professor Hergesell und Major v. Groß. Für die nächsten vierzehn Tage ist, wie mir von autoritativer Seite versichert wird, an einen Aufstieg nicht zu denken. Vor dem Hotel hält kein Automobil mehr. Das Hin- und Herlaufen der Châsetten hat aufgehört, und die Königin von Württemberg kam in dem kleinen Landstädtchen, das Friedrichshafen eigentlich ist, gemächlich und nur von einer Hofdame begleitet, mit dem Spazierstöckchen in der Hand spazieren gehen, ohne von allzu neugierigen Blicken belästigt zu werden. Friedrichshafen ist jedoch heute, obgleich sein berühmtester Mitbürger, das Luftschiff, in Trauer ist, lebhaft beslaggt. Der Großherzog und die Großherzogin von Baden sind gegen  $\frac{1}{2}$  12 Uhr zum Besuche des württembergischen Königspaars, das im hiesigen Schloß seine Sommerresidenz hält, eingetroffen. Der Besuch hat mit dem Luftschiff nichts zu tun. Lustig knallen den Gästen die Kanonen im Hafen entgegen, die den Grafen Zeppelin bei seiner glücklichen Rückkehr aus Mainz begrüßen sollten. Hoffentlich werden sie recht bald noch einmal dem kühnen Luftschiffer zu Ehren sprechen.

**Kirchliche Nachrichten: Tilsit.**

1893

**Angeboten:** zum zweiten und dritten Mal: Richard Seibitz, Sohn, Jun 1. Mal: Wolf Wendel mit Christine Merter; Michael Sienko mit Nabel (al. Rosalie) Wolfenson, jüd. Glaubens.  
**Verkauft:** 1) Waldemar Bauer; 2) Gertrud Heckler.  
**Verstorben:** 1) Emma Albertine Racine, Gouvernante, 61 Jahre alt; 2) Else Reicha Siend, 2 Monate alt; 3) Otto Karcher, erkrankt, im 21-ten Lebensjahr.

**Lustige Gese.**

— **Humor des Auslandes.** Herr Kipper (in einem feinen Restaurant): „Ich bin in ein paar Minuten wieder da. Ich will nur eben um die Ecke meine Uhr versehen.“ Frau Kipper: „Warum?“ Herr Kipper: „Sieh dir mal die Preile auf der Speisekarte an.“  
 — **Häusliche Szene.** Gatte (heimtretend): „Nun, wie geht es unserem Kleinen? Seinetwegen habe ich mich extra eine Stunde früher frei gemacht!“ Gattin: „Nur seinetwegen? Nicht auch meinetwegen?“ Gatte: „Nun, meinetwegen auch deinetwegen.“  
 — **Verkannter Zweck.** Ein junger Lehrer will seine wenig regsamten Vorkinder durch die Besprechung von etwas Lebendem zu munterem Reden bringen und saß zu einem Schüler der Nachbarschaft: „Sanneste, morgen bringts deine Kage mit in die Schule!“ Wie der Lehrer andern Tags in die Klasse kommt, schaut er sich vergeblich nach dem gewünschten Tier um und wendet sich deshalb zu Sanneste. Dieser zieht etwas von Holz und Tragt aus seiner Tasche und meint treuherzig: „A hau dächt, e Mausfall tats an.“  
 — Ein Arzt kommt auf seinem täglichen Rundgang durch ein Krankenzimmer und fragt dort den Wärter wie viel Tote heute seien. Der antwortet: „9 Herr Doktor.“ — Arzt: „Wie so 9, ich glaube 10.“ — Wärter: „Nein Herr Doktor, der 10. wollte die Medizin nicht nehmen.“  
 — **Betrachtung.** Vagabund (sich im Spiegel betrachtend): „Das ist doch merkwürdig, da trag' ich jetzt ein Zylinder von 'nem Baron, einen Rock von 'nem Bankier, 'n paar Hosen von 'nem Hausherrn, und mit allem seh' ich doch aus wie a Lump.“  
 — **Bildung.** Weil Anna ungebildet war, kam sie in ein Pensionat um dort gebildet zu werden. Als sie dasselbe ausgebildet verließ, war sie sehr eingebildet.

**Briefkasten der Redaktion.**

Herrn A. S. — rich in Tilsit.

Sie sagen: „Mir gefallen die Witze In der letzten „Kaufassischen Post“, Denn bei dieser erbärmlichen Hitze Verträgt man nur leichte Kost.“

Da haben Sie vollkommen recht und da jetzt in Folge der Dundeithe die Gerichte, die wir unsern Lesern vorsehen, nicht viel taugen, wollen wir für einen reichlicheren Nachschuß sorgen und sie, solange der Vorrat reicht, zur Erquickung mit gepfefferten und gesalzenen Gurken und Eisdorchen bewirten.

**Weinrinker in Baku.** Sie fragen, wie alt der kaukasische Wein werden kann. Das wissen wir nicht, denn bei uns ist er immer bald „alt“.

**Herrn A. K. in Wien.** Sie schreiben: „Bei den Georgiern gilt ein Gebrauch, nach welchem die junge Frau ihrem Gatten gegenüber mehrere Tage nach der Hochzeit hartnäckiges Schweigen beobachtet und erst dann zu sprechen anfängt, wenn er ihr ein Geschenk macht“. Das ist wahr und ein alter Georgier erzählt uns hierüber folgendes. Als ich meine Alte (ach, warum ist sie nicht jung abblieben!) heiratete, konnte ich drei Tage lang kein Wort aus ihr herauszriegen. Sie schwieg wie eine Stumme und erst, als ich ihr fünfzig Nabel schenkte, fing sie an zu sprechen. Ach, Gott, warum habe ich das getan! Vier Wochen später hätte ich ihr gern fünf hundert Nabel geschenkt, wenn sie ihre Klappermühle zum Stehen gebracht hätte.

**Druckfehlerberichtigung.** In Nr. 3, der „Kauf. Post“ im Artikel 1. der Stimmen aus dem Publikum statt: „und solches dem Kirchenrat doch nur zur Ehre gereicht und kann ihm unmöglich zum Vorwurf gemacht werden“, muß es heißen: „und kann solches dem Kirchenrat doch nur zur Ehre gereichen und ihm unmöglich zum Vorwurf gemacht werden.“ Ferner anstatt

„reichlicher“, „reißlicher“; statt „Umweg“, „Unmut“; statt „un-  
deutsch“, „undeutsch“ und statt „danfbar“, „denkbar“.

„Teile allen meinen Freunden mit, daß ich am 15. Juli  
eine Reise nach Turkestan antrete, von wo ich erst zum 1. ten  
Sept. zurückkehre. Meine dortige Adresse ist: Tamkour, Capr-  
D. Ob. yuzrako bor. bor. Shugur.“

Verantwortlicher Redakteur und Herausgeber:  
Arthur Leist.

D. S. SARADSCHEW. Tiflis.

КАВКАЗСКИЙ НАТУРАЛЬН.  
КОНЬЯКЪ



Д. З. САРАДЖЕВА

ТИФЛИСЬ.

ПРОДАЖА БЕЗДЪЛЪ

naturrein, über-  
trifft viele Sor-  
ten französischer  
Herkunft.  
Kaukasischer COGNAC

0-5

Ein Absolvent der Sarataer Werner-Zentralschule  
sucht Stellung als Lehrer zum 1. Oktober.  
Adresse: Тифлисъ, Михайловская № 119 Складъ Бр. Фореръ. 3-3.

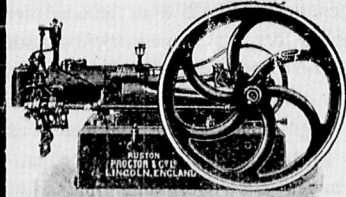
### Тüchtige Agenten

zur Verbreitung von Prachtausgaben werden  
in ganz Rußland für anständige %o. Beteiligung  
gesucht. Angebote zu richten schriftlich: für „Z.  
N. 2128 an die Central Annoncen Expedition  
L. und C. Mehl und C., Morstaja 11. St.  
Petersburg. 1-1

## Werkzeuge

für Schmiede, Schreiner, Schlosser,  
Klempner etc. sowie sonstige Werkstatt-  
Einrichtungen in Paris & C<sup>o</sup>: Rheinische  
Stahl- und Werkzeug-Fabrik „De-  
sewew. et“, Gustav Diermann jr. Rhein-  
scheid (Rheinland). 20-11

# STUCKEN & K<sup>o</sup>



# Baku

## Grosses Lager von

- Petroleum-Motoren „RUSTON“.
- Dampfmaschinen, Dampfkesseln,
- Dreschmaschinen, Locomobilen,
- Strassen-Locomotiven & Dampfplügen,
- Bewässerungspumpen,
- Baumwoll-Reinigungs-Maschinen,
- Öel-, Hen- & Baumwollpressen,
- Mühlen, Sägemühlen.
- Reis-Reinigungs-Maschinen
- „ENGELBERG“.

52-27

## S. Zchwetadse.

Augenarzt, früher Assistent an der Dorpater Universitätsklinik.  
Sprechstunden: Vorm. von 11-1 Uhr, Abends von 4-6 Uhr. Wera.  
Dagstrasse Nr. 31, Haus Saradschew. 0-2

## Weltverein.

Jeden nützlich! Keine Aufnahmegebühr. Prospekt  
gegen Einfindung einer 10-R.-Marke franko von  
d. Zentrale d. Weltvereins, München, Auenstr. 64 I



ist die erste Milch-Schokolade der Welt.  
Alle anderen Marken sind Nachahmungen.